Wiener Stadt-Bibliothek.
8937/3-4A

41444

B II 3/4

Vaterländische Merkwürdigkeiten:

Biographien berühmter und ausgezeichneter Männer; Erzählungen aus der österreichischen Geschichte; Schilderungen großer Städte, merkwürdiger Völker, der Sitten, Gebräuche und des Gewerbsfleißes derselben; Beschreibungen der Naturwunder und Naturerscheinungen, der Natur- und Kunst-Producte, wohlthätiger und gemeinnütziger Anstalten, schöner und edler Handlungen im österreichischen Kaiserstaate u. s. w.

Ein belehrendes und unterhaltendes

Lesebuch für die Jugend

zur

Bildung des Verstandes, Veredlung des Herzens, Belebung des sittlichen Gefühls, Beförderung der Vaterlandsliebe und Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Von

Leopold Chimani.

Zweyte vermehrte Auflage.

III. Theil.

Mit einem Titelkupfer.

Wien.
Druck und Verlag von A. Pichler's sel. Witwe.
1837.

J. Schindler del. J. Seiter sc.

Kaiser Maximilians I. Muth auf der Jagd.

Seite 6.

Sitten-

und

Naturgemählde

aus dem

Österreichischen Kaiserstaate.

Ein

belehrendes und unterhaltendes Lesebuch

für die

vaterländische Jugend.

von

Leopold Chimani.

Mit einem Titelkupfer.

Wien.

Druck und Verlag von A. Pichler's sel. Witwe.

1827.

Sitten- und Naturgemählde aus dem Österreichischen Kaiserstaate.

Ein
belehrendes und unterhaltendes Lesebuch
für die
vaterländische Jugend.

Von
Leopold Chimani.

Mit einem Titelkupfer.

Wien.
Druck und Verlag von A. Pichler's sel. Witwe.
1837.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Kaiser Maximilian I.

Einer der merkwürdigsten, edelsten und verdienstvollsten deutschen Kaiser war Maximilian I., der durch hohe Geistesgaben, unerschütterlichen Heldenmuth, eisernen Fleiß in allen seinen Geschäften und durch wahre deutsche Biederkeit weit über alle seine Zeitgenossen hervorragte.

Er war ein Sohn Kaiser Friedrich IV., und zu Wienerisch-Neustadt am 22. März 1459 geboren. Seine Mutter hieß Eleonora, und war eine Tochter des Königs Eduard von Portugal.

Die Natur hatte ihn mit vortrefflichen Anlagen des Körpers und Geistes ausgestattet, und durch die Ausbildung derselben, die er mehr durch Selbstfleiß als durch die Anleitung geschickter Lehrer bewerkstelligte, wurde er jener große und bey der Mit- und Nachwelt bewunderte Mann.

Maximilians Jugend.

In der ersten Kindheit hatte er eine so schwere Aussprache, daß man befürchtete, er würde nie geläufig

sprechen lernen. In seinem neunten Jahre konnte er noch kein Wort deutlich hervorbringen; selbst in seinem zwölften Jahre stammelte er stark. Aber er überwand den Fehler der Natur, wie einst der große griechische Redner Demosthenes, durch Kunst, Fleiß und Anstrengung, und brachte es so weit, daß nicht leicht jemand geläufiger und nachdrücklicher sprechen konnte, als er. Seine Reden, die er in der Folge an sein Heer, auf den Reichstagen, und selbst an das empörte flamändische Volk hielt, belebt durch sein blitzendes Auge und unterstützt durch seine feurigen Geberden, erschütterten alle Zuhörer, und gewannen ihm ihre Herzen.

Maximilians Fortschritte in den Wissenschaften.

Wer sollte es glauben, Maximilian, dessen Sprachwerkzeuge noch im Knabenalter so unausgebildet waren, redete, als er erwachsen war, nebst der deutschen Sprache auch die lateinische, flamändische, französische, englische, italienische, böhmische, windische und ungarische so geläufig, wie ein Eingeborner. Hierbey kam ihm sein vortreffliches Gedächtniß, noch mehr aber sein unermüdeter Fleiß zu Statten. Nebst den Wissenschaften, welche einem Prinzen vom Geblüte, der einst über ein ausgebreitetes Reich herrschen soll, nothwendig sind, verlegte er sich auch auf die schönen Künste, und liebte vorzugsweise die Dichtkunst und Musik, welche auf seinen emporstrebenden Geist thätig wirkten, und ihn zu jener Erhabenheit in Gedanken, Worten und Handlungen führten, die man noch jetzt an ihm bewundert.

Er mußte auch die Buchhaltung und Kochkunst ler-

nen. Auch in der Arzneykunde bekam er Unterricht. Aber durch alle diese Nebenwissenschaften ließ er sich nicht abhalten, die ersteren und nothwendigeren Geschäfte mit größtem Fleiße zu betreiben.

So wie sich der junge Prinz durch unabläßiges Streben nach vielseitigen nützlichen Kenntnissen bald über Alle seines Standes und Alters erhob, so wurden auch durch unausgesetztes Denken, Vergleichen, Urtheilen und Schließen seine Geisteskräfte: Verstand, Vernunft, Urtheilskraft und Scharfsinn herrlich ausgebildet, und um so mehr, da er sie bey seiner Wißbegierde, die seine mittelmäßigen Lehrer nicht befriedigen konnten, immer in reger Thätigkeit erhalten mußte.

Maximilians körperliche Kräfte.

Ein gesunder und fester Körper ward als ein neues Geschenk des Himmels Maximilian zu Theil. Diesen suchte er immer mehr abzuhärten, stärker und gewandter zu machen. Dazu dienten ihm die ritterlichen Übungen und die Jagd. Reiten und Fechten waren dem jungen Maximilian Erhohlungen in Freystunden, und auf der Jagd scheuete er keine Beschwerlichkeit und Gefahr. Seine Stärke und Behändigkeit so wie sein Muth wuchsen mit den Jahren, und als angehender Mann war er der kühnste und gefürchtetste Ritter seiner Zeit.

Als Maximilian den ersten Reichstag zu Worms hielt, fand sich dort auch ein französischer Ritter ein, welcher für unüberwindlich gehalten wurde, und den der König von Frankreich eigends dahin geschickt hatte, um den deutschen Rittern Hohn zu sprechen. Der Franzose hing als Ausforderung sein Schwert an

der Außenseite seiner Wohnung auf, und ließ durch den Herold bekannt machen, daß er bereit wäre mit jedem deutschen Ritter unter der Bedingung zu kämpfen, daß der Überwundene der Gefangene des Siegers werden sollte, von dem er sich nur durch ein dem Range des Besiegten angemessenes Lösegeld loskaufen könnte. Selbst die tapfersten Ritter, welche in dem Gefolge des Kaisers sich befanden, wagten es nicht die Herausforderung anzunehmen, weil dem Franzosen der Ruf voraus gegangen war, daß er im Kampfe mit den tapfersten Rittern aller Nationen nie besiegt worden sey.

Da rettete der Kaiser die Ehre der Deutschen, und both sich an, den Zweykampf mit dem gefürchteten Ritter zu bestehen. Ort und Zeit wurden bestimmt. Die beyden Kampfritter traten mit Lanze und Schwert bewaffnet einander entgegen, und griffen einander mit solchem Ungestüme an, daß die Lanzen in Stücke zerbrachen. Nun zogen sie das Schwert, und nachdem sie einige Zeit gekämpft hatten, brachte der Ritter dem Kaiser einen solchen Hieb bey, daß er dessen Rüstung in zwey Theile trennte. Aber nur desto kräftiger drang der Kaiser auf seinen Gegner ein, und schlug mit seinem kräftigen Schwerte so tapfer auf ihn los, daß der Ritter zu Boden stürzte, und sich für überwunden erklärte.

Zwey andere französische Ritter, welche in allen Ritterkämpfen gesiegt, und der deutschen Nation übermüthig Hohn gesprochen hatten, überwand Maximilian auf dem Kampfplatze. In einem Gefechte bey Hennegau in den Niederlanden vertheidigte er sich allein gegen sechs französische Cürassiere mit solcher Heldenkraft, daß er vier derselben erlegte, und die andern zwey in die

Flucht jagte. In einem Treffen in Geldern fielen durch sein mächtiges Schwert und von den Pfeilen seiner Armbrust getroffen, über vierzig Feinde. In seinen fast vierzigjährigen Kriegen focht er immer da, wo die Gefahr am größten war, und erhielt vierzehn, obgleich nur leichte Wunden.

Maximilians Muth auf der Jagd.

Sein Muth auf der Jagd gränzte an Tollkühnheit; aber immer rissen ihn seine ungeheure Leibesstärke und seine seltene Geistesgegenwart aus der Gefahr. Zwey ergrimmte Bären, die auf ihn losgingen, hat er erlegt. Zwey Löwen zu Utrecht hat er mit einer Schaufel von sich getrieben, und in München einem sechsjährigen Löwen die Faust in den Rachen gestossen, und ihm die Zunge herausgerissen. Schnee-Lawinen und Steingerölle stürzten auf der Jagd in Tirol oft über ihn weg, und droheten ihn zu begraben. Die Steinböcke und Gemsen verfolgte er über die unzugänglichsten und steilsten Felsen, und da geschah es nicht selten, daß Steinböcke, die keinen Ausweg mehr hatten, und selbst die eigenen Jagdhunde, welche denselben hitzig nacheilten, ihn in den tiefsten Abgrund zu stürzen drohten. Mehrmahl fiel er mit seinem Pferde einige Klafter hoch von den steilen Bergen hinab, ohne beträchtlichen Schaden zu nehmen.

In der Markgrafschaft Burgau kam einst eine Bärinn mit den Jungen auf ihn los. Er konnte keine Waffen zur Vertheidigung brauchen, so nahe war sie ihm schon am Leibe. Er ergriff das Unthier mit seinen

kräftigen Händen, und erwürgte es auf der Stelle. Dann fing er die Jungen.

Auf einer Jagd gegen wilde Schweine im Walde bey Brüssel in den Niederlanden verwickelte sich sein Roß mit dem Zügel an einem Baumaste, daß es nicht mehr weiter konnte. Ein wilder Eber rannte mit Ungestüm heran, und schlug mit seinen starken Hauern dem Pferde beyde Vorderfüße ab. Maximilian sprang mit seltener Geistesgegenwart schnell aus dem Sattel, und noch mit einem Fuße im Steigbügel, stieß er dem wüthenden Thiere den Spieß in den Rachen, daß es todt zur Erde niederstürzte.

Anderes Abentheuer auf der Jagd.

Ein ungeheurer Eber, dem die Hunde stark zusetzten, und an den Ohren fest hielten, riß sich auf einer Jagd in Brabant von denselben los, und stürzte auf Maximilian, der ihn hitzig verfolgte. Das wilde Thier fiel über dessen Pferd her, riß ihm mit seinen scharfen Waffen den Bauch auf, und verwundete ihn selbst an dem Fuße so sehr, daß er sammt dem Pferde zu Boden stürzte. Schon wollte der wüthende Eber seine Rache an dem Pferde und Reiter kühlen; da arbeitete sich Maximilian unter dem Rosse hervor, und stieß sein Schwert mit beyden Händen, und noch auf dem Boden liegend, dem Thiere mit solcher Gewalt in die Seite, daß es auf der Stelle verendete.

Gefahr auf der Martins-Wand.

Einst verfolgte er die Gemsen in den Gebirgen von Tirol auf die steilsten Felsen, und verstieg sich an der

Martins-Wand so weit, daß er gar keine Möglichkeit mehr einsah, von diesen steilen Höhen neben den Abgründen wieder herab zu kommen. Neunzig Klafter hoch schwebte er auf den schroffsten Felsenspitzen, und rief um Hülfe. Kaum konnte man mehr seine Stimme vernehmen, und niemand wagte sich zu ihm. Jedermann gab ihn schon für verloren, und der Priester zeigte ihm von Ferne zum letzten Troste in der augenscheinlichsten Lebensgefahr das allerheiligste Altars-Sacrament. Drey Tage hatte er in dieser peinlichen Lage ohne alle Nahrung zugebracht, und seine Kräfte waren noch nicht erschöpft. Da wagten es kühne Bergleute, in seine Nähe zu klettern, und ihm Seile zuzuwerfen, an welchen sie ihn fest hielten, damit er beym Herabsteigen nicht in den Abgrund stürze. Durch ihre Hülfe ward er gerettet, und nach Innsbruck zurück gebracht.

Maximilian entgeht durch Besonnenheit vielen Gefahren.

Maximilian verachtete jede Gefahr. Auf die höchsten, oft baufälligen Thürme stieg er ohne Scheu hinauf, stellte sich auf die freyen Gänge und Gesimse, welche um dieselben herum liefen, mit einem Fuße, und maß mit dem andern anderthalb Schritte frey in die Luft hinaus.

Die Kanonen waren zu damahliger Zeit noch kein gewöhnliches Geschütz, und es gab wenige Stückmeister (Kanoniere) welche sie gut richten und losbrennen konnten. Maximilian war hierin Meister; aber da setzte er sich oft in den Pulverkammern und Zeughäusern den größten Gefahren aus, denen er aber immer durch Muth und Besonnenheit entging.

In Nieder-Österreich wollte er einst den Stückmeistern die Kanonen ausbrennen helfen. Er stieß das Windlicht in ein Stück, in welchem sich aber, was man nicht vermuthete, noch eine ziemliche Menge rohes Pulver befand. Dieses entzündete sich, und schlug das Windlicht heraus. Ohne aus der Fassung zu kommen, sprang Maximilian schnell auf die Seite, und entging dadurch der großen Gefahr.

In Kärnten wollte er einen Doppelhacken (eine Gattung langes Geschütz mit zwey Läufen) probieren. Der Stückmeister warnte ihn, es nicht zu thun; weil man nicht wissen könne, ob er die Ladung ertragen könne. Aus Liebe zu seinem Herrn both er sich an, den Versuch selbst zu machen. Der Stückmeister hatte viel für seinen geliebten Herrn gewagt! Der Doppelhacken zersprang beym ersten Schusse, riß dem Stückmeister die eine Hand weg, und beschädigte alle Umstehenden; nur Maximilian blieb unversehrt.

Stärke und persönliche Tapferkeit.

Seine Kraft und Stärke wie seine persönliche Tapferkeit waren wunderbar. Mit den Fingern riß er starke Vorlegschlösser ab, und im Kampfe selbst gegen die Mehrzahl, blieb er unbesiegt. Zwey französische Cürassiere hatten sich einst im Feldzuge in Artois verbunden, ihn zu überfallen und niederzumachen. Lange schlichen sie sich herum, um ihn irgendwo entfernt von den Seinigen zu treffen. Da entdeckten sie ihn eines Tages ganz allein am Saume eines Waldes. Sie griffen ihn wüthend an. Aber Maximilian rannte an den einen an, warf ihn vom Pferde, und der andere,

bestürzt über den Fall seines Kameraden, ergriff die Flucht, wurde aber von Maximilian eingeholt, und nach einer kurzen Gegenwehr zum Gefangenen gemacht.

In den folgenden Kriegen hat sich Maximilian durch viele Proben der Tapferkeit ausgezeichnet. Als er die Stadt Venloo in den Niederlanden belagerte, ritt er mit zwanzig Reitern in die Nähe derselben, um den Ort auszuspähen, wo er am leichtesten angreifen könnte. Er wagte sich bis nahe an die Mauern. Die Belagerten erkannten ihn, und feuerten all ihr Geschütz gegen dieses kleine Häuflein ab. Eine Kugel streifte Maximilians Pferd an der Stirn, wodurch es scheu wurde, daß es sich nicht mehr lenken ließ. Die Belagerten sahen Maximilians Verlegenheit, indem das Pferd ihn immer näher zur Stadt brachte. Sie machten einen Ausfall, um ihn gefangen zu nehmen. Allein Maximilian erlegte schnell zwey Feinde mit der Armbrust, griff dann zum Schwerte, und schlug sich so lange tapfer herum, bis ihm mehrere der Seinigen zu Hülfe kommen konnten, durch welche die Feinde mit Verlust wieder in die Stadt zurückgetrieben wurden.

In ähnlicher Gefahr befand sich Maximilian bey der Belagerung von Utrecht. Als er sich mit gewohnter Kühnheit nahe an die Stadtmauern wagte, brannten die Belagerten ein Stück auf ihn ab. Er aber erblickte das Feuer, bückte sich schnell, und entging so dem Tode; denn die Kugel sauste kaum zwey Spannen hoch über ihn. Der Druck der Luft warf ihn zu Boden, und betäubte ihn so sehr, daß er sich erst nach vier und zwanzig Stunden wieder erhohlte.

In dem Kriege in Flandern hielt Maximilian einst auf einem einsamen Schlosse, in dem sich nur einige Schützen befanden, Nachtlager. Dieses erfuhren seine Feinde, die Flamänder, und machten den Anschlag, sich hier seiner zu bemächtigen. Sie eilten in zahlreichen Haufen herbey, und stürmten das Schloß. Maximilian ließ eilig die Stücke aufführen. Da kein Stückmeister zugegen war, so lud und feuerte er sie mit eigener Hand ab, und fügte den Angreifenden großen Schaden zu. Die wenigen Schützen hatte er so gut vertheilet, daß die Feinde glaubten, eine große Besatzung sey im Schlosse, und unverrichteter Dinge wieder abzogen.

Als er einst in einem Flecken übernachtete, kamen einige von den Feinden bedungene Meuchelmörder bis an die Thür seiner Schlafkammer in der verruchten Absicht, ihn zu ermorden. Maximilian erwachte, als sie die Thür erbrechen wollten, griff zum Schwerte, und jagte die Bösewichter in die Flucht.

Maximilians Kriegslist.

Oft entging er der Gefahr durch List. Während des Krieges in Flandern hatten sich 150 flamändische Reiter verschworen, Maximilian allenthalben zu verfolgen, und ihn entweder lebendig oder todt dem Könige von Frankreich zu überliefern.

Einst erfuhren sie, daß er durch einen Wald reisen werde, und legten sich dort im Hinterhalte. Maximilian erhielt wohl Nachricht von dem Vorhaben dieser Reiterschar; man hatte ihm aber ihre Zahl nur auf einige zwanzig angesetzt; daher nahm er nur vier und

zwanzig Reiter und vier Trompeter zu seiner Bedeckung mit; indem er glaubte, mit diesen Tapfern die Gefahr leicht abwehren zu können.

Als er aber mitten in den Wald kam, erblickte er von Ferne die große Zahl der Feinde, die eben abgesessen waren, und ihre Pferde ausruhen ließen. Da sah er ein, daß sein Häuflein zu schwach sey, und zog sich, von den Feinden unbemerkt, in ein Gebüsch zurück.

Hier theilte er seine Bedeckung in vier Haufen, und gab jedem derselben einen Trompeter mit der Weisung, daß sie sich an vier verschiedenen Seiten verbergen, und wenn er in sein Heer-Horn blasen werde, unter Trompeten-Schall und wildem Lärm hervor brechen sollten.

Die Flamänder hatten indessen Maximilian erblickt; sie schwangen sich schnell auf die Pferde, und jagten auf ihn zu. Schnell stieß er in sein Horn, und auf dieses Zeichen fingen die Trompeter zu blasen an. Von vier Seiten drangen die Reiter mit solchem Geschrey hervor, daß die Flamänder befürchten mußten, beträchtliche Heerhaufen seyn gegen sie im Anzuge; sie zogen sich erschrocken zurück.

Nun schickte Maximilian seinen Reitknecht denselben nach, und ließ sie auffordern, sich zu ergeben, unter der Drohung, daß alle ihr Leben verlieren würden, wenn sie noch an eine Gegenwehr dächten. Da glaubten diese, verrathen zu seyn, und legten die Waffen ab.

Hauptbegebenheiten der thatenreichen Regierung Maximilians.

Maximilian hat drey große Angelegenheiten vollbracht, die das Haus Österreich zur größten

Macht Europens erhoben haben. Durch die Vermählung mit Maria, der Tochter und einzigen Erbinn Carl des Kühnen, Herzogs von Burgund, hat er die Niederlande und das Erbrecht auf die große spanische Monarchie an Österreich gebracht; so versicherte er auch diesem seinen Hause die Thronfolge in Ungarn, und hat Österreich, Görz und das über hundert dreyßig Jahre von Österreich getrennte Tirol wieder an das Österreichisch-Habsburgische Stammhaus zurück gebracht, so daß in seiner Person alle deutschen Erblande wieder vereinigt waren. Und alles dieses hat Maximilian, zwar unter tausendfältigen Schwierigkeiten, fast ohne allen Beystand, nur durch seinen unbezwingbaren Muth und seine überwiegenden Talente vollbracht.

Dauer seiner Regierung.

Am 16. Februar 1486 wurde Maximilian zum römischen Kaiser erklärt. Als er 34 Jahre alt war, starb sein Vater am 29. August 1493; er übernahm die Regierung, und lenkte sie mit Einsicht mit Muth und Kraft durch mehr als 25 Jahre, innerhalb welcher Zeit er schwere und blutige Kriege zu führen hatte, die freylich sich nicht immer zu seinem Vortheile endigten. Am 12. Jänner 1519 starb Maximilian zu Wels im Lande ob der Enns.

Frankreich wirkt Maximilian entgegen.

Gleich Anfangs suchte Frankreich Maximilian die Niederlande, welche nach dem Tode des Herzogs Carl des Kühnen an ihn durch seine Gemah-

linn Maria kamen, streitig zu machen. Frankreich war damahls mächtig. Es hielt, von allen europäischen Staaten zuerst, ein Heer von geworbenen und bezahlten Soldaten, während noch alle übrigen Fürsten mit aus dem Volke zusammen geraffter Mannschaft fochten. Der königliche Schatz war in guten Umständen, und zugleich hatte der König Carl VIII. die Schweitzer, welche das beste Fußvolk lieferten, auf seine Seite gebracht. Auch hatte er Flandern, eine niederländische Provinz, gegen Maximilian aufzuwiegeln gesucht, welche sich durch die Gewalt der Waffen von ihm loszureissen suchte.

Maximilian behauptet sich in den Niederlanden.

Carl VIII., König von Frankreich, hielt nun die Eroberung der Niederlande für sehr leicht, und er wähnte schon durch die Unterjochung derselben den Grund zu einer Universal-Monarchie zu legen; da ihm die nahe gelegenen kleineren Besitzungen ohnehin zufallen mußten. Obwohl Maximilian, damahls noch Kronprinz, von seinem Vater und dem deutschen Reiche wenig Unterstützung erhalten konnte, so trieb ihn doch sein jugendliches Feuer und sein unbesiegbarer Muth an, sich an die Spitze eines Heeres, das er in Eile aufbrachte, zu stellen, und seine rechtmäßige Besitzung gegen den König Carl VIII. zu vertheidigen. In diesem Kriege gab er die schönsten Proben persönlicher Tapferkeit und großer Feldherren-Talente. Durch seine Ausdauer und unermüdete Thätigkeit brachte er es bald dahin, daß die Niederländischen Angelegenheiten eine bessere Wendung für ihn nahmen, und daß er den

grössten Theil der reichen burgundischen Erbschaft aus den Händen Frankreichs rettete, und sie mit Österreich verband.

Die Behauptung der schönen niederländischen Provinzen war für Deutschland von großer Wichtigkeit. Das deutsche Reich wurde durch dieselben um einen neuen Kreis vermehrt; es gewann an Kräften, und erhielt einen Damm gegen das mächtige Frankreich, welcher durchbrochen werden mußte, wenn es in Deutschland eindringen wollte. Die meisten dieser Provinzen blieben durch mehr als 300 Jahre bey dem Erzhause Österreich, bis sie in dem Frieden zu Campo Formio im Jahre 1797 an Frankreich abgetreten, im Jahre 1814 dem neu entstandenen Königreiche der Niederlande einverleibt wurden, und im Jahre 1830 in das Königreich der Niederlande und Belgien sich wieder absonderten.

Fernere Kriege.

Gleich bey dem Antritte der Regierung nach des Vaters Tode im Jahre 1493 hatte Kaiser Maximilian gegen die Türken zu kämpfen. Diese waren durch Croatien in Krain eingefallen. Er schlug sie tapfer zurück, und so lange er regierte, wagten sie es nicht mehr, seine Erblande zu beunruhigen. Von da eilte er nach Innsbruck, um das Beylager mit seiner neuen Braut Blanca Maria, einer Tochter des Herzogs von Mailand, Guleazzo Maria zu feyern, durch welche Ehe er seine Ansprüche auf Mailand begründete. Seine erste Gemahlinn war am

28. März 1482 an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde auf einer Reigerbeitze gestorben.

Einen blutigen Krieg hatte Maximilian gegen die Schweitzer zu führen, deren tapferes Fußvolk allgemein gefürchtet wurde. Diese hatten Frankreich in den Kriegen in den Niederlanden und in Italien gegen Maximilian unterstützt, und dadurch ihre feindlichen Gesinnungen gegen Deutschland und das Erzhaus Österreich an den Tag gelegt. Sie weigerten sich den Bund wegen der Beschützung der noch übrigen österreichischen Besitzungen am Rheinstrome mit Kaiser Maximilian zu erneuern. Endlich trennten sie sich ganz vom deutschen Reiche, behandelten dasselbe feindselig, verheerten die herum liegenden österreichischen Besitzungen, und beraubten die Stadt Costnitz in Thurgau. Zwey Jahre (1498 und 1499) dauerte dieser Krieg, und Maximilian konnte nicht hindern, daß die Schweitz von Deutschland getrennt blieb.

Italienischer Krieg.

Schon Carl VIII., König von Frankreich, wollte sich mit gewaffneter Hand in Italien festsetzen; sein Nachfolger Ludwig XII. war hierin glücklicher. In einem Feldzuge im Jahre 1500 eroberte er Mailand und das damahls damit verbundene Genua. In der Folge nahm er von Neapel Besitz. Kaiser Maximilian wollte ihn mit den Waffen in der Hand zwingen, seine Ansprüche auf Mailand aufzugeben. Es entstanden unaufhörliche blutige Kriege; Ludwig verlor zwar das Meiste in Italien wieder, Maximili-

an aber konnte sich doch nicht den Besitz von Mailand ganz sichern.

Krieg gegen die Republik Venedig.

Die Republik Venedig war damahls ein sehr mächtiger Staat, welcher sich noch immer zu vergrößern strebte, und übermüthig andere Mächte beleidigte. Da entstand am 10. December 1508 der Bund zu Cambray, in welchem Kaiser Maximilian, der Papst Ludwig XII., König von Frankreich, Ferdinand der Katholische, König von Spanien und Neapel und mehrere kleine Staaten sich verbanden, um den Übermuth dieses See-Staates zu bändigen. Jeder dieser Herren war der Republik aus besondern Ursachen gram: dem Kaiser Maximilian hatte sie den Durchzug nach Rom, daß er von dem Papste zum Kaiser gekrönt würde, mit gewaffneter Hand verweigert, und ihm Triest und Fiume abgenommen; Ferdinand König von Spanien und Neapel wollte die neapolitanischen See-Städte wieder zurück haben, welche die Venetianer noch besaßen; dem Könige Ludwig von Frankreich hatten die Venetianer in allen Kriegen in Italien entgegen gehandelt, und er wollte Mailand, das er noch besaß, vergrößern. Venedig kam dadurch in große Verlegenheit, und bald wäre es um diese Republik geschehen gewesen.

Die Venetianer suchen das Bündniss zu trennen.

Die Venetianer, von allen Seiten bedrängt, suchten dann das Bündniß dieser mächtigen Fürsten durch

Abtretung von Besitzungen, durch Bezahlung ansehnlicher Summen und durch allerley Kunstgriffe zu trennen.

Sie machten dem Kaiser Maximilian vortheilhafte Anträge; aber er wies sie standhaft zurück, weil er fest an seinem gegebenen Worte, und es für unredlich hielt, ohne Zustimmung der andern verbündeten Mächte sich in Unterhandlungen einzulassen.

Unredliches Benehmen des Königs von Frankreich gegen Kaiser Maximilian.

Nicht so redlich gingen die andern zu Werke. In keinem Augenblicke dieses Bundes hatte es König Ludwig XII. aufrichtig mit Maximilian und der gemeinschaftlichen Sache gemeint. Hierzu nur einige Beweise.

Ludwig war in einem Feldzuge nicht so thätig, als man von ihm es hätte erwarten können, und man machte ihm darüber Vorwürfe. Schlau entschuldigte sich der König, daß er dem Kaiser Maximilian eine Zusammenkunft angebothen hätte, wo sie den Feldzug gemeinschaftlich verabreden wollten; Maximilian sey aber zu dieser mündlichen Unterredung nicht gekommen.

Die Sache verhielt sich aber so. Maximilian war bereit, den König in Verona und Peschiera zu sprechen. Ludwig bestand aber darauf, die Unterredung sollte auf einer kleinen Insel des Garder-Sees geschehen, welche ganz von französischen Schiffen umgeben war; er hatte die böse Absicht, den Kaiser festzuhalten. Maximilian hatte durch einen günstigen Zufall erfahren, daß Ludwig zwey listigen und verschlagenen Hauptleuten den Auftrag gegeben, sich auf

was immer für eine Art der Person Maximilians zu bemächtigen. Wie konnte da der Kaiser zu einer Unterredung kommen, da der König so verbrecherische Absichten gegen ihn hatte?

Zweites Beyspiel.

In einem der folgenden Feldzüge belagerten die Österreicher und Franzosen gemeinschaftlich die Stadt Padua, welche die Venetianer stark befestiget und mit zahlreicher Mannschaft besetzt hatten. Als Kaiser Maximilian im Lager vor der Stadt ankam, fand er, daß man sie gerade dort angegriffen habe, wo sie am festesten und am schwersten zu nehmen war. Er machte deßwegen seinen Hauptleuten Vorwürfe, und diese entschuldigten sich damit, daß die französischen Ingenieure gerade diesen Punct zum Angriffe ausersehen hätten.

Da wurde der Kaiser unwillig, und befahl, an einem andern Orte, den er mit Umsicht und Sachkenntniß gewählt hatte, Laufgräben aufzuwerfen, und von dieser Seite die Stadt anzugreifen. Die Franzosen widersetzten sich und sagten, es wäre kränkend für ihre Ehre, wenn man ihre Pläne abänderte; sie droheten sogar abzuziehen, wenn sie nicht die Belagerung, so wie sie wollten, fortführen dürften. Maximilian mußte es also wider seinen Willen geschehen lassen, obwohl er bey jeder Gelegenheit bewies, daß sie auf diese Art nicht zu ihrem Ziele gelangen würden.

Die Franzosen verriethen sich bald, daß sie mißgünstig und neidisch gegen die Österreicher handelten. Ein französischer Hauptmann sagte dem Kaiser treuherzig ins Gesicht, daß die Belagerung sich in die Länge

ziehen und viel Geld und Blut kosten werde, weil es keinesweges die Absicht ihres Königs sey, die Österreicher zu unterstützen, daß diese ihre errungenen Vortheile noch weiter verfolgen könnten.

Unter diesen Umständen mußte sich der Bund bald trennen, und Maximilian trat in der Folge mit dem Könige von Spanien, mit Heinrich VIII., König von England, den Venetianern und Schweitzern in ein Bündniß gegen Frankreich, in welchem es gezwungen wurde, Italien aufzugeben.

Kaiser Maximilian stiftet den Landfrieden.

Wenn Kaiser Maximilian in den Kriegen nicht immer glücklich war, so sind seine Bemühungen in dem Innern des deutschen Reiches, in welchem die wüthenden Fehden einzelner kampflustiger Adeligen noch nicht ganz unterdrückt werden konnten, um so viel ruhmvoller. Was seit dreyhundert Jahren die deutschen Kaiser vergebens versucht hatten, das vollbrachte sein großer Geist allein, trotz der verheerenden und unabläßigen Kriege von Außen, trotz des hartnäckigen Widerstandes der unruhigen Großen im Reiche, die durch Befehdungen der Schwächeren ihren Nutzen suchten. Er vernichtete das Faustrecht, und machte schon im Jahre 1495 den ewigen Landfrieden, wodurch allen Befehdungen ein Ziel gesetzt wurde.

Zwar waren seit Kaiser Rudolph I. von Habsburg alle deutschen Kaiser bemühet, einen Landfrieden festzustellen, das heißt: Verordnungen zur Abstellung der immerwährenden Befehdungen zu machen, wo ein mächtiger Unterthan des deutschen Rei-

ches den andern mit seinen aufgebothenen Kriegsknechten überfiel, nach Lust mordete, raubte und plünderte, und sich immer mit gewaffneter Hand bey erlittenen Beleidigungen, ohne Klage bey den Obern anzubringen, zu rächen suchte; aber sie konnten es nicht zu Stande bringen. Blos dem Kaiser Maximilian war dieses schöne Werk vorbehalten, wodurch allen innern Unruhen im deutschen Reiche ein Ende gemacht, und fernere Verheerungen verhüthet wurden. Durch seine Macht wußte er seinen Befehlen Nachdruck zu geben, und er übte gegen die Befehder die strengste Gerechtigkeit aus. Er zwang die Mächtigern wie die Schwächern im deutschen Reiche, ihre Streitigkeiten durch gütliche Vergleiche beyzulegen, oder sie ordentlichen Gerichtsstellen, die er errichtete, nähmlich dem Reichskammer-Gerichte und dem Reichshofrathe, zur Entscheidung vorzulegen, und erklärte den Widerspenstigen in Acht, das ist, er erklärte ihn aller im Staate zustehender Rechte verlustig, und schloß ihn von aller Gemeinschaft mit andern Gliedern des deutschen Reiches aus. Dieses Kammer-Gericht so wie der Reichshofrath hatten bis zur Auflösung der deutschen Reichsverfassung und Entstehung des ehemahligen rheinischen Bundes (1806) fortgedauert, und vielen Unterdrückten und Mindermächtigen Schutz gewährt, und Recht verschaffet.

Die Vehm-Gerichte werden aufgehoben.

Eben so hob Kaiser Maximilian die Vehm-Gerichte (westphälische, heimliche Gerichte, Freygerichte) auf. Diese hatten sich schon seit Kaiser Carl

dem Großen oder Heinrich IV. erhalten, und viele Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten begangen. Die Vehm-Richter hielten ihre Gerichte sehr geheim, mehrentheils in abgelegenen Wäldern, unterirdischen Gewölben und andern verborgenen Örtern. Sie hatten allenthalben ihre Spione, so daß sie von jedem Verbrechen so gleich unterrichtet wurden. Dadurch wurden Manche ganz unschuldig diesen Blutrichtern verdächtig gemacht.

Wer ihnen als strafbar angezeigt wurde, erhielt eine Vorforderung, und dieses geschah, indem man des Nachts an dessen Haus, oder auch nur an Pfähle, Bäume und an Scheidewegen nach allen vier Himmelsgegenden einen Zettel mit dieser Vorforderung anschlug. Wer vorgefordert wurde, mußte sich stellen, oder er setzte sich der Gefahr aus, von bedungenen Meuchelmördern heimlich getödtet zu werden. Oft verurtheilten die Vehm-Gerichte einen ihrer Verdächtigen, ohne daß sie dessen Vertheidigung anhörten, und eben dadurch begingen sie die schrecklichsten Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten. Schon die Kaiser Rupert, Sigismund und Albert suchten die Macht dieser Gerichte zu beschränken. Kaiser Friedrich III. gab eigene Freyheitsbriefe zum Schutze gegen diese Gerichte. Maximilian I. that dieses noch nachdrücklicher, und so fanden sie endlich ihren Untergang.

Fernere nützliche Einrichtungen für Deutschland und in den Erbländern.

Um Ruhe, Frieden, Sicherheit und Gerechtigkeitspflege in Deutschland zu sichern, gab Kaiser Ma-

ximilian I. sehr gute Polizey-Gesetze, und damit man leichter auf die Beobachtung derselben dringen konnte, theilte er das deutsche Reich Anfangs (im J. 1500) in sechs Kreise ein, zu welchen nachher (im J. 1512) noch drey dazu kamen, und gab diesen Kreisen eine, sowohl dem allgemeinen als besonderen Besten angemessene Verfassung, wodurch die Ordnung erhalten, und der Schwächere gegen jede eigenmächtige Bedrückung des Stärkeren geschützt wurde.

So war Kaiser Maximilian immer väterlich für das Reich besorgt, und suchte unermüdet, selbst auch während der langwierigen Kriege, das Wohl Deutschlands zu befördern.

Was Kaiser Maximilian für Deutschland war, das war er noch mehr für seine Erbländer. Er gab denselben die ersten, vollständigeren Polizey-Satzungen; er errichtete Armen-Anstalten, Gerichtsstellen und Kanzelleyen, und brachte besonders das Rechnungswesen in Ordnung. Er gab den Ländern eine ständische Verfassung, und hatte an seinem Hoflager eine immer dauernde Versammlung von Abgeordneten aus den Landständen aller Länder, mit welchen er Anstalten zur Beförderung des gemeinen Besten machte.

Vergrösserung der Erbländer.

Von seinem Vater hatte Maximilian nur Inner-Österreich geerbet; dazu eroberte er das Land ob und unter der Enns von den Ungarn. Er verschaffte seinem Hause nicht nur die Vereinigung aller deutschen Erblande, sondern auch die Niederlande und die Anwartschaft auf die große spanische Monarchie.

Er stiftete zwischen dem Sohne und der Tochter des Königs Wladislaws von Ungarn und Böhmen, und seiner Enkelinn und seinem Enkel eine Heirath, erneuerte hierdurch die alten Erbverträge zwischen Ungarn, Pohlen und Österreich, und stellte dadurch fest, daß Ungarn und Böhmen einst durch das Erbrecht an Österreich fallen müßten.

Nähere Verbindung der Erbländer.

Um alle diese weitläufigen Erblande mehr zu verbinden, seine Befehle schnell in dieselben zu bringen, und eben so geschwind Nachrichten zu erhalten, errichtete er die Posten. Noch knüpfte er ein neues Band zwischen seinen Staaten, die sich durch Sprache, Sitten und Verfassung weit von einander unterschieden. Ehemahls mußte sich jede Provinz einzeln vertheidigen, wenn sie von außen angegriffen wurde, und so wurden nicht selten die Maßregeln zur Abtreibung des Feindes zu spät ergriffen. Maximilian vereinigte alle Provinzen zu einer gemeinschaftlichen Gegenwehr, und wenn eine bedroht wurde, mußte jede das Ihrige an Mannschaft und Geld beytragen, um den Feind mit Nachdruck zurückweisen zu können.

Verbesserung des Kriegswesens. Errichtung eines stehenden Heeres.

Durch Verbesserung des Kriegswesens erwarb sich Maximilian sehr große Verdienste. Er kannte alle Theile desselben genau. Hierin unterstützte ihn der wackere Georg von Freundsberg. Mit demselben entwarf er das erste Kriegsrecht, theilte die Reiterey

in schwere und leichte, und ließ sie der erste oft im Nothfalle zu Fuß fechten; er errichtete eigene Regimenter und Bataillone (Fähnlein), und führte zuerst ein zweckmäßig bewaffnetes, leicht bewegliches Fußvolk ein, welches Sold erhielt, und immer unter den Waffen war. Diese Soldaten nannte man Lanzenknechte von der Waffe, den Lanzen oder Spießen, die ihnen Maximilian gab. Diese wurden in der Folge mit Picken und endlich mit den heutigen Musketen mit dem Bajonette vertauscht.

Vorher hatte man Bürger und Landleute in Kriegen als Fußvolk gebraucht. Wenn der Krieg geendiget war, gingen sie zu ihren Arbeiten wieder nach Hause. Allein nach Erfindung des Pulvers waren diese nicht mehr viel zu gebrauchen, weil sie in den Waffen und besonders im Abfeuern nicht gut geübt waren, und nicht gern gegen jene fochten, welche mit Schießgewehren bewaffnet waren. Auch konnten sie nicht bey langwierigen Kriegen so lange von ihren häuslichen Geschäften sich entfernen. Maximilian warb also Fußvolk, besonders Böhmen, Schweitzer und Deutsche, die immer bewaffnet seyn mußten, und gab ihnen einen Sold. Daher der Nahme Soldaten. Er hatte großen Zulauf, und bald war ein stehendes Heer beysammen, welches sich großen Ruhm in den Gefechten erwarb.

Artillerie, Landwehr.

Bey der Artillerie machte Maximilian die wichtigsten Verbesserungen; er selbst bediente jede Art des Geschützes vortrefflich; und er schickte mehrere seiner vertrautesten Officiere zu fremden Heeren, um dort jene

Vortheile der Bewaffnung und Artillerie kennen zu lernen, die ihm noch unbekannt geblieben waren.

Um der größten feindlichen Macht gewachsen zu seyn, führte er eine allgemeine Bewaffnung aller wehrfähigen Landesbewohner ein, die sich im Falle der Noth auf den Glockenstreich zur Abwendung der Gefahr, wenn schon der Feind über die Gränzen rückte, versammeln mußten. Dieses war Maximilians letztes Werk vor seinem Tode. Der erste Versuch dazu geschah in Tirol im Jahre 1511.

Überhaupt war Maximilian als Mensch und Fürst eine seltene Erscheinung und in jeder Hinsicht ein außerordentlicher Mann, der sich die Bewunderung der Zeitgenossen und den Dank der Nachwelt erwarb.

Maximilians körperliche Gestalt.

Kaiser Maximilian war von ansehnlicher Größe, stark und schön gebauet; sein Anstand war wahrhaft kaiserlich, sein fester Gang der eines Helden. Aus seinen blauen Augen, die sich, wie seine Seele immer thätig war, auch stets bewegten, blitzte gewöhnlich ein angenehmes Feuer; aber fürchterlich flammten sie, wenn er zum Zorne gereitzt wurde. Blonde Haare, die kunstlos über Brust und Nacken herab hingen, zierten sein erhabenes Haupt, so wie eine Adlernase sein männlich braunes Gesicht.

Hoher Sinn war in seinem ganzen Wesen, er mochte nun in seiner Kaiserpracht oder in seiner gewöhnlichen Einfachheit ohne allen Schmuck seiner Würden erscheinen; jeder erkannte ihn auf den ersten Blick für den Kaiser. Mit erschütternder Kraft wirkten die Majestät

und Hoheit, welche sein ganzes Wesen umstrahlten, selbst auf den rohen Haufen. Die aufrührischen Flamänder bemächtigten sich einst seiner Person, als er noch ein junger Mann war. Sie wollten ihn aus seinem Verwahrungsorte in ein anderes bringen. Maximilian sah die Aufrührer mit Würde und Hoheit an, und sie wurden über sein königliches Ansehen so bestürzt, daß sie statt der frechen Anrede, auf welche sie sich vorbereitet hatten, erschüttert vor ihm auf die Knie fielen.

Maximilians Temperament.

Kaiser Maximilian war von feurigem Temperamente und überaus reitzbar. Leicht konnte er in Hitze gerathen; da war er aufbrausend und stürmisch, aber nur in der ersten Aufwallung: seine angeborne Herzensgüte leitete ihn bald wieder zurecht; leicht war er zu besänftigen, und er machte gern gut, wenn er sich übereilt hatte. Was er unternahm und that, geschah mit Feuereifer; Hindernisse und Gefahr stählten nur seinen Muth. Das Lager, Sturm und Schlacht waren sein Element, in dem er sich gern bewegte; je größer die Gefahr, desto größer war auch seine Freude, sein Muth.

Maximilians Thätigkeit und Fleiss.

Seine Thätigkeit kannte keine Gränzen, sein Fleiß war ausharrend, ja unermüdet. „Kein Tag soll thatenleer vergehen." „Halte Maß in allem, und bedenke das Ende," waren seine unverbrüchlichen Wahlsprüche. Oft sagte er: „Wie der Rost das Eisen verzehrt, so verzehrt der Müßiggang die Seele." Keinen Augenblick gönnte er sich Ruhe; die Tafel verfloß ihm mei-

stens unter wichtigen, folgenreichen Gesprächen. Er dachte unaufhörlich, immer war sein Geist in Thätigkeit; er schrieb aber wenig mit eigener Hand, sondern dictirte alles.

Nur mit unsäglicher Mühe hatte er den Landfrieden, diese große Wohlthat für die Ruhe und Sicherheit Deutschlandes, zu Stande gebracht. Um den Aufsatz über denselben auszuarbeiten, war er zwey Tage und zwey Nächte ununterbrochen gesessen, und sein Eifer für das Gemeinwohl war so groß, daß er betheuerte, er wolle noch einmahl so lange dabey sitzen, wenn ihm das große Werk gelänge. Sicher waren ihm die Anstrengungen der hartnäckigsten Schlacht nicht so schwer, als dieses zweytägige Sitzen auf einer Stelle.

Maximilian hielt ein eigenes Tagebuch, in welches er sorgfältig alles eintrug, was ihm Merkwürdiges begegnete, was er nicht wieder vergessen wollte, und was er sich vornahm, sogleich auszuführen. Dieses ist der größte Beweis seines regsamen Geistes, der unermüdeten Thätigkeit und der allumfassenden Aufmerksamkeit, indem er in dem nähmlichen Augenblicke dachte, Chroniken und Portraits zu sammeln, die wichtigsten militärischen Puncte durch Befestigungen zu sichern, Vorrathskammern und Zeughäuser zu errichten, für die Bedürfnisse des großen Heeres sowohl, als für jene des einzelnen Soldaten gleiche Sorge zu tragen. Mit scharfem Blicke beurtheilte er das Ganze, und nichts wurde unternommen, was er nicht reiflich überdacht hatte. Daher seine großen Unternehmungen, die größten Theils gelangen; denn er hatte schon zuvor alle

Hinderniſſe und Gefahren, denen er begegnen konnte, erwogen, und Mittel vorbereitet, ſie aus dem Wege zu räumen.

Maximilian, ein Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften.

Kaiſer Maximilian liebte die Wiſſenſchaften, und ſchätzte die Gelehrten. Immer war er mit Männern von gründlichen Kenntniſſen umgeben, in deren lehrreichem Umgange er Erhohlung nach den anſtrengenden Regierungsgeſchäften ſuchte. Unter ſeiner Regierung ging die Morgenröthe der Geiſtesbildung in den öſterreichiſchen Staaten auf. In Wien ſtiftete er die k. k. Hof-Bibliothek. Unter ſeinem Vater, Kaiſer Friedrich IV., war die Buchdrucker-Kunſt erfunden worden: Maximilian ſuchte dieſelbe durch Auszeichnungen und ertheilte Freyheiten bey jenen, welche dieſelbe mehr ausbildeten, in Aufnahme zu bringen, damit gemeinnützige Kenntniſſe deſto leichter in Umlauf gebracht werden konnten. Die ſchönen Künſte, beſonders die Mahlerey erhoben ſich in den Niederlanden und in Ober-Deutſchland. Man fing wieder an, die Schriften der alten Griechen und Römer zu leſen, und durch Bekanntſchaft mit denſelben den Kunſtgeſchmack mehr auszubilden. In die Lehren der Religion, welche finſterer Aberglaube umhüllte, wurde ein helleres Licht gebracht; nur Schade, daß unter Maximilians Regierung ſchon jene Religions-Streitigkeiten durch Luther anfingen, welche in der Folge ganz Deutſchland in Hitze und Gährung brachten, und Urſache der verheerendſten Kriege wurden, in welchen während dreyßig Jahren Ströme von Blut floßen.

Maximilian, ein Gönner der Künste.

Maximilian that alles, um Künste und Wissenschaften in Aufnahme zu bringen. Er sammelte mit großen Kosten die Kunstwerke, Denkmähler und Schriften der Alten, damit die Zeitgenossen ihren Geschmack nach denselben ausbilden sollten; er munterte durch Belohnung Gelehrte und Künstler auf, und gab sich selbst viel mit den Wissenschaften ab. Die Kupferstecher- und Holzschneide-Kunst suchte er besonders empor zu bringen, und dieses, um durch Hülfe derselben geschichtliche Werke reich auszustatten. Er liebte die Geschichte vorzugsweise, und wollte durch seine Thaten in derselben fortleben. Er ließ ein Werk auflegen unter dem Titel: die österreichischen Heiligen, welches die Lebensbeschreibungen aller Mitglieder des altbrittischen, merowingischen und karolingischen Königsstammes enthielt, und mit sehr vielen Holzschnitten geziert war.

Maximilian ist selbst Geschichtschreiber.

Maximilian war ein Feind aller Schmeicheley; aber doch hatte er immer den geheimen Wunsch des Herzens, daß seine Thaten beschrieben, und hierdurch der Nachwelt möchten bekannt werden. Er selbst wurde Geschichtschreiber; er dictirte seinem Geheimschreiber Marx Trautsauerwein die Geschichte seines thatenreichen Lebens, und so entstand das Werk: Weiß Kunig, jenes uralte Gedicht, welches uns Maximilians Leben und die Geschichte der Künste und Sitten der damahligen Zeit so lehrreich darstellt.

Der Propst bey St. Sebald in Nürnberg,

Melchior Pfinzig, mußte auf Maximilians Aufforderung die Gefahren dessen Jugend in einem Gedichte beschreiben, welches der Theuerdank heißt. So hat auch Albrecht Dürer Maximilians Triumphzug in Holz geschnitten, der alle seine Thaten und Absichten darstellt.

Maximilians frohe Laune und Witz.

Im Drange der Geschäfte war Maximilian ernst und streng, im Umgange mit andern, besonders in seinen Erhohlungsstunden war er munter und heiter. Er scherzte gern, und oft mit treffendem Witze.

Die Gesandten von Venedig kündigten ihm einst den Krieg mit der hochtrabenden Formel an: „Der Senat und das Volk von Venedig kündigen dem Maximilian den Krieg an.“ Der Kaiser lächelte und sprach: „Gehet eures Weges, und führet ihn so albern, wie ihr ihn ankündiget.“

Die Gesandten eben dieser Republik brachten ihm einst sehr schöne Trinkgeschirre zum Geschenke, und setzten sie auf einen Tisch, der mit einem langen herabhängenden Tuche bedeckt war. Maximilians lustiger Rath, Kunz von der Rosen, machte bey dieser Gelegenheit allerley Schwänke, und verwickelte sich unvorsichtig mit dem Sporne in das Tuch, zog es vom Tische herab, und alle Geschirre lagen in Scherben auf der Erde.

Die Gesandten wurden unwillig darüber, daß man mit ihren Geschenken so schlimm umgehe, und sie so wenig achte, und verlangten, daß man Kunz streng dafür bestrafe. Der Kaiser antwortete scherzend: „Liebe

Freunde, lasset es gut seyn, Kunz hat es ja nicht mit böser Absicht gethan. Auch waren es ja nur Gläser; wären die Geschirre von Gold und Silber gewesen, so würden sie nicht zerbrochen seyn; oder man hätte wenigstens die Scherben brauchen können."

Ein Bürger von Bologna, der außer einem großen Reichthume gar keine Vorzüge besaß, verlangte vom Kaiser Maximilian, in den Adelstand erhoben zu werden. Der Kaiser antwortete ihm sehr treffend: Reichthum könne er ihm wohl geben, aber den Adel nicht; diesen müsse er sich selbst durch Tugend und ausgezeichnete Thaten erwerben.

In seiner Jugend war Maximilian manchmahl muthwillig scherzhaft. Nach seiner Krönung zu Aachen brachten ihm Abgeordnete von den Juden, die gekommen waren, ihm Glück zu wünschen, einen goldenen Korb voll goldener Eyer zum Geschenke. Maximilian befahl, die Überbringer gut zu verpflegen, aber wohl zu verwahren. Erschrocken fragten diese, warum sie festgehalten würden. Da antwortete der Kaiser lächelnd: „Hühner, welche so kostbare Eyer legen, dürfe man nicht gerades Weges wieder fortziehen lassen; man müsse sie einsperren und gut halten, damit sie noch mehrere legen."

Maximilians herablassende Güte.

Kaiser Maximilian hatte alle Mühseligkeiten und Gefahren des Regenten so wohl als des gemeinen Mannes selbst erfahren, und das lehrte ihn, die Würde eines jeden Menschen achten, und ihn mit Liebe und Güte zu behandeln. Gegen seines Gleichen strahlte er

durch die Hoheit seines ganzen Betragens mit hervorleuchtendem Glanze; gegen Geringere vergaß er, daß er Kaiser war; so herablassend behandelte er sie, und eben dadurch erhöhete er noch mehr seine Würde. Nie ließ er einen Priester vor sich stehen, sondern both ihm allemahl einen Sitz an; nie duzte er ein Weib, wessen Standes es auch war, obwohl es die damahlige Sitte erlaubte. Jedermann hatte Zutritt zu ihm, und er sprach mit seinen Unterthanen wie ein Vater mit seinen Kindern. Er liebte sein Volk und wurde wieder geliebt. Seine Leutseligkeit wirkte besonders auf die Kriegsleute; um einen schlechten Sold liefen sie ihm haufenweise zu, und wollten nur unter ihm dienen.

Maximilians Freygebigkeit.

Was noch beytrug, dem Kaiser Maximilian die Herzen seiner Unterthanen zu gewinnen, war eine Freygebigkeit, die oft an Verschwendung gränzte. Von seinem guten Herzen hingerissen, gab er ohne zu sehen, wie viel er geben konnte, und da geschah es nun oft, daß er nichts mehr zu geben hatte, und selbst Mangel am Gelde litt. Sein Vater machte ihm deßwegen Vorwürfe; da sprach Maximilian ganz unbefangen: „Gnädiger Herr! die Geschichte lehrt, daß die Regenten Österreichs allezeit mehr durch Freygebigkeit als durch Sparen gewonnen haben. Ich will lieber mein Volk durch Geschenke erfreuen, als angstvoll todte Geldsäcke zählen. Lasset mir das Vergnügen, daß man von mir sage: Bey mir ist gut zu dienen.“

Seine Herzensgüte und Freygebigkeit war so groß, daß er selbst diejenigen oft nicht strafte, von denen er

wußte, daß sie ihm Geld veruntreuet hatten, besonders, wenn er sie gut brauchen konnte. Einst erfuhr er, daß ihm einer seiner Hofbedienten 3000 Gulden entwendet habe. Er fragte ihn, welche Strafe er dem auferlegen würde, der es wagen könnte, den Kaiser um diese Summe zu betrügen. „Ein solcher Bösewicht verdient den Strang!" sagte der Hofbediente. „Nicht so," entgegnete der gute Kaiser, indem er dem Schuldigen auf die Achsel klopfte: „ich bedarf deiner Dienste noch länger; hüthe dich aber!"

Wenn Kaiser Maximilian sich die Hände wusch, pflegte er seine Ringe von den Fingern zu ziehen, und einem der Herumstehenden in Verwahrung zu geben. Einer der Hofleute, welcher die Ringe öfters übernommen hatte, entfernte sich einige Mahle Geschäfte halber, und wenn er zurück kam, hatte der Kaiser schon andere Ringe, von denen er viele hatte, genommen und vergessen, die in Verwahrung gegebenen zurück zu fordern, und freywillig stellte sie der schlaue Hofbediente nicht zurück. Kaiser Maximilian wurde es bald gewahr, daß dieser beym Händewaschen sich absichtlich an ihn dränge, um die Ringe zu erhalten, die er nicht Willens war, wieder zurück zu geben; und da er ihm eines Tages ganz nahe stand, und nach den Ringen langte, zog Maximilian die Hand schnell zurück und sagte: „Ich habe dir neulich einige zu halten gegeben, die du mir nicht wieder zurück gestellt hast; ich darf es also mit dir nicht mehr wagen." Alle Herumstehenden fingen zu lachen an, und der Schuldige stand beschämt da. Da fuhr der Kaiser lächelnd fort: Sey gutes Muthes, bald wird viel Geld und Edel-

gestein aus Indien kommen; da will ich mir viele Ringe machen lassen, damit du wieder etwas zu nehmen hast."

Kaiser Maximilian als Familien-Vater.

So groß Maximilian als Regent war, eben so verehrungswürdig war er im Kreise seiner Familie. Er war ein zärtlicher Gatte und ein liebreicher Vater seiner Kinder. Seine erste Gemahlinn, Maria von Burgund, liebte er mit unwandelbarer Treue, und diese Liebe wurde von ihr im vollen Maße erwiedert. Noch dreyßig Jahre nach ihrem Tode konnte er ihrer nicht ohne Thränen gedenken. Seine zweyte Ehe war minder glücklich. Die zweyte Gemahlinn Blanka verbarg unter äußerer Schönheit viel Stolz und Mißtrauen; auch war sie verschlossen, welches mit Maximilians Herablassung, Offenherzigkeit und Biedersinn nicht übereinstimmte. Doch hatte sie nie Ursache, sich über ihn zu beschweren, da er mit sichtbarer Mühe den Unmuth bezwang, zu dem ihm seine Gemahlinn oft Veranlassung gegeben hatte. In der Fürsorge für seine Kinder und Enkel war Kaiser Maximilian das Muster eines zärtlichen Vaters.

Maria Theresia im Cadeten-Hause.

Die Kaiserinn Maria Theresia, die Urgroßmutter unsers allgeliebten Kaisers Ferdinand I., besuchte einst das Cadeten-Haus, in welchem Söhne der Officiere, des Adels und Knaben aus andern Ständen in den für Officiere nöthigen Kenntnissen und Wissenschaften unterrichtet, und zum Kriegsdienste gebildet wurden. Sie fragte bey dieser Gelegenheit den Vorsteher, mit welchem von den Zöglingen er am besten zufrieden sey?

„Eure Majestät," antwortete dieser, „ich kann über keinen Klage führen, jeder beträgt sich so, daß man alle gute Erwartung von ihm haben kann. Doch sollte ich einen vorzugsweise nennen, so muß ich sagen, daß Vukassowich, der Sohn eines altgedienten Officiers aus Dalmatien, der bravste ist. Dieses bezeigten auch die gegenwärtigen Lehrer, und besonders rühmte der Fechtmeister, daß der junge Cadet im Fechten seinen Mann suche.

„Bravo, junger Dalmatiner!" rief die Monar-

chinn; „aber ich möchte ihn fechten sehen: nehm' er ein Mahl das Rapier!"

So bescheiden und schüchtern der junge Vukassowich vorher vor der Monarchinn gestanden hatte, so feurig trat er mit dem Rapier in der Hand hervor, als wenn ihn auf einmahl ein kriegerischer Geist belebete. Er stellte sich fest in die Positur, machte mit mehreren der Geübtesten einige Gänge, und trug über alle den Sieg davon. Bescheiden trat er wieder in seine Reihe zurück, und fühlte sich glücklich, in Gegenwart der allgeliebten Monarchinn eine Probe seiner Geschicklichkeit abgelegt, und sich dadurch ihr empfohlen zu haben. Die gute Kaiserinn lächelte ihm Beyfall zu, und schenkte ihm zwölf Ducaten.

Nach einigen Tagen kam die erhabene Monarchinn wieder in das Cadeten-Haus, und fragte gleich nach dem jungen Vukassowich. Er wurde gerufen; er erschien zitternd, mit zur Erde gesenktem Blicke und sehr verlegen.

Lächelnd fragte ihn die herzensgute Monarchinn: „Warum so bestürzt, wackerer Fechter? Befürchtet er vielleicht, daß ich Rechnung über die Ducaten fordere? Ich weiß schon, die Officiere können das Geld nicht gut halten, sind die Cadeten auch so? Wie hat er die Ducaten verwendet?"

Vukassowich wurde verlegener und blieb stumm. „Spreche er die Wahrheit," sagte die Monarchinn etwas ernster, „wo hat er das Geld?"

„Eure Majestät!" antwortete der Knabe mit bebender Stimme, „ich — ich habe es — meinem Vater geschickt." Eine Thräne trat ihm ins Auge.

„Wer ist denn sein Vater!

„Mein Vater war Lieutenant in Eurer Majestät Diensten; er ist verabschiedet, lebt nun ohne Pension, sehr kümmerlich in Dalmatien. Ich glaubte, von Eurer Majestät Gnade keinen besseren Gebrauch machen zu können, als wenn ich meinen armen alten Vater unterstützete."

„Braver Junge!" versetzte die gute Monarchinn, indem sie ihm sanft in die Wange kneipte: „nehm' er Dinte, Feder und Papier, und schreib' er."

Der Cadet gehorchte, und die Kaiserinn dictirte ihm folgenden Brief:

„Lieber Vater!

„Den Brief, den ich Ihnen hier schreibe, dictirte mir die Kaiserinn. Meine Aufführung, mein Fleiß und besonders meine kindliche Liebe zu meinem guten Vater haben der Kaiserinn so wohl gefallen, daß Sie von dieser Stunde an eine jährliche Pension von 200 Gulden bekommen werden, und ich so eben wieder ein Geschenk von 24 Ducaten erhalten habe." — —

Der Cadet fiel der guten Monarchinn zu Füßen. Thränen der Rührung und des Dankes glänzten in seinem Auge; er versprach, durch Fleiß und Eifer sich dieser allerhöchsten Gnade würdig zu machen, und sich so auszubilden, daß er einst der Monarchinn und dem Vaterlande wichtige Dienste leisten könne.

Der Cadet hat Wort gehalten. Vukassowich trat als Officier zum Regimente, und zeichnete sich durch Kenntnisse, Diensteifer und Tapferkeit so sehr aus, daß er von Stufe zu Stufe bis zum Feldmarschall-Lieutenant stieg.

Zu Anfang des Türkenkrieges im Jahre 1789 warb er als Oberst ein Frey-Corps an der türkischen Gränze, und führte mit demselben kühne Unternehmungen aus. In den Feldzügen im Jahre 1796 und 1797 gegen die Franzosen zeichnete sich Vukassowich als General durch Einsicht, Kriegserfahrenheit und persönliche Tapferkeit in Italien eben so rühmlich aus.

Vukassowich nahm an allen Feldzügen des zwanzigjährigen französischen Krieges thätigen Antheil. Er wurde zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, und mit dem Maria Theresien-Orden und dem russischen Annen-Orden geziert. Ein kaiserliches Infanterie-Regiment führte seinen Nahmen. Am 30. October 1805 focht er unter Anführung des Erzherzog Carls in der Schlacht bey Caldiero mit, und trug viel zum glücklichen Ausgange derselben bey. Auch im Feldzuge des Jahres 1809 kämpfte er tapfer mit. In der Schlacht bey Wagram am 6. Julius 1809 fiel er tödtlich verwundet, und ein Monath darauf endete er in Wien sein thatenreiches Leben. Ein Leichenstein auf dem Gottesacker außer der Mätzleinsdorfer-Linie zeigt den Platz, wo die Gebeine dieses österreichischen Helden ruhen.

Eine zahlreiche Familie.

Babo von Abensberg, ein Graf von Rohr, war in zwey Ehen mit zwey und dreyßig Söhnen und acht Töchtern gesegnet worden. Alle waren am Leben und wohlgebildet.

Einst stellte Kaiser Heinrich II. zu Regensburg eine Jagd an, zu welcher der Adel geladen wurde. In diesem Zeitalter war die äußere Pracht und Herrlichkeit aufs höchste gestiegen, und ein Ritter suchte es dem andern an prächtiger Rüstung, an zahlreicher Dienerschaft und an glänzendem Gefolge zuvor zu thun, so daß unermeßliche Summen daran verschwendet wurden, und viele ihr Vermögen erschöpften.

Kaiser Heinrich, welcher diesem verderblichen Hange Einhalt thun wollte, ertheilte diesem Grafen Babo und andern Rittern den Befehl, daß jeder nur mit einem Bedienten auf dieser Jagd erscheinen sollte, wohl aber könnten sie ihre erwachsenen Söhne mitnehmen.

Graf Babo ließ seine zwey und dreyßig Söhne gleich kleiden, gab jedem einen Bedienten, und kam in

einem Zuge von sechs und sechzig Reitern, er an der Spitze, zur Jagd geritten.

Der Kaiser, welcher nicht wußte, daß Babo's zwey und dreyßig Begleiter des Grafen Söhne waren, bezeugte demselben über diese zahlreiche Gesellschaft seinen Unwillen, und fuhr ihn hart an.

Babo sprang vom Pferde, und sprach knieend zum Kaiser: „Ich habe Euer Majestät Befehl gehorsamst nachgelebt, und bin bloß mit einem einzigen Bedienten gekommen. Die anderen sind alle meine lieben Söhne, zwey und dreyßig an der Zahl, und jeder derselben hat auch nicht mehr als einen einzigen Bedienten bey sich. Diese meine Söhne habe ich alle zu Eurer Majestät unterthänigsten Diensten auferzogen, und will sie hiermit meinem gnädigsten Kaiser übergeben, daß er sie nach seinem hohen Belieben verwende."

Der Kaiser empfand so viel Verwunderung und Freude hierüber, daß er jedem die Hand reichte, sie seine Söhne nannte, und in der Folge jedem mit so viel Schlössern, Burgen und Ländereyen beschenkte, daß sie alle gräflich leben konnten.

Diese Geschichte findet sich in den Schlössern der Grafen Abensberg und Traun, welche von Babo von Abensberg und seinen Söhnen abstammen, und die noch heut zu Tage ansehnliche Besitzungen in Österreich haben, abgebildet. Vor mehreren Jahren sah ich dieses Gemählde in dem Schlosse des Grafen Adam Traun von Abensberg zu Bisamberg.

Das Dintenfass statt der Streusandbüchse.

Leopold I., deutscher Kaiser und Erzherzog von Österreich, der in den Jahren 1654 bis 1705 regierte, schrieb eigenhändig an seinen Gesandten nach Madrid in Spanien einen eben so langen als wichtigen Brief, der alsobald durch einen Eilbothen (Courier) abgesendet werden sollte. Erst nach Mitternacht konnte ihn der Monarch vollenden, und er reichte ihn dann dem Kammerherrn, der eben bey ihm Dienste that, um ihn zu bestreuen.

Dieser, durch die Stille der Nacht in einen sanften Schlummer im Armsessel eingewiegt, ermannt sich auf den Ruf des Kaisers geschwind, und ergreift im Taumel statt der Streusandbüchse das Dintenfaß, und schüttet in einem Aufgusse alle Dinte über das Papier. Hin ist der mühsam geschriebene lange Brief, besudelt das kaiserliche Zimmer, der Kammerherr todtenblaß und wie vom Donner gerührt.

Doch der großmüthige Kaiser erwog in gleichem Augenblicke, daß schlafen um Mitternacht menschlich, durch einen Mißgriff Dinte streuen, verzeih-

lich sey, und er strafte den kaiserlichen Kammerherrn, der sich vor Verlegenheit und Angst nicht zu fassen wußte, nur mit den Worten: „Fasse dich ein andersmahl besser, und sieh, ob du Dinte oder Streusand zur Hand nimmst. Schade, daß es heute schon zu spät ist, einen andern Brief zu schreiben.“ — —

So handelte und sprach der mächtige Kaiser. Ich frage, wie würde ein Amtmann seinen Gerichtsdiener, ein Advocat seinen Schreiber, ein Wechsler seinen Comtoir-Bedienten in einem ähnlichen Falle behandelt haben? Die Streubüchse wäre wohl einem oder dem andern auf den Kopf geflogen. Wer ist der größte Mann? — Der seine aufbrausende Leidenschaft zu zähmen weiß.

Peter der Grosse und der Edelknabe.

Der russische Czar, Peter der Große, schickte im Jahre 1697 eine glänzende Gesandtschaft von Rußland ins Ausland. Sie kam auch nach Wien, um den österreichischen Hof zu bewegen, gemeinschaftliche Sache mit dem Czar gegen die Türken zu machen. Er selbst befand sich bey der Gesandtschaft unter dem Kleide eines Edelmannes. Doch konnte er am österreichischen Hofe nicht verborgen bleiben. Man vermied aber sorgfältig, durch etwas zu verrathen, daß man ihn kenne. Der verkleidete Czar machte sich durch seine Leutseligkeit und gute Laune sehr beliebt, und ganz Wien war voll Verwunderung über seine Geistesgröße, so wie die Hofbedienten seine Freygebigkeit nicht genug rühmen konnten.

Ein kaiserlicher Edelknabe bediente den Czar während dessen Anwesenheit an dem kaiserlichen Hofe. Bey der Abreise beschenkte ihn der Czar mit einer ganzen Hand voll Ducaten. Der Edelknabe, ein Graf, gab das Geschenk mit der bescheidenen Äußerung zurück,

daß kein Edelknabe des Kaisers Geschenke an Geld annehme. Den Augenblick schnallte der Czar seinen eigenen, ungemein kostbaren Degen ab, und übergab ihn dem jungen Grafen mit dem Wunsche: „Er solle mit diesem Degen immer großmüthig handeln, und tapfer gegen die Feinde des Kaisers fechten.“

Teplitz.

Die Stadt Teplitz, berühmt durch die ältesten Heilquellen Böhmens, deren wohlthätige Wirkungen sich an einer unzähligen Menge Kranker durch länger als 1070 Jahre erprobt haben, liegt in dem westlichen Theile des Leitmeritzer Kreises in Böhmen, nur drey Stunden von der sächsischen Gränze, 10 Meilen von Prag, 2 Meilen von Brüx und eben so weit von Aussig entfernt.

Lage.

Der gütige Schöpfer hat diese Heilquellen in einer ungemein anmuthigen Gegend hervor sprudeln lassen, damit, wie der Körper durch den Gebrauch derselben von seinem Leiden entlediget, auch der Geist durch die Betrachtungen der Naturschönheiten erheitert werde, und daß durch diese wohlthätige Einwirkung auf Geist und Körper der Kranke bald die erwünschte Gesundheit wieder erhalte.

Die Stadt liegt südwärts in dem tiefsten Winkel

eines sehr schönen Thales, welches westlich und nördlich von dem hohen Erz-Gebirge, das Böhmen von Sachsen scheidet, ostwärts aber von dem Mittelgebirge begränzt wird. Dieses Thal ist nach dem Laufe der Gebirge mehr oder weniger breit, (bey Teplitz beträgt die Breite eine halbe Meile), und beynahe zwey Meilen lang. Es bildet eine angenehme Ebene, welche mehrmahls durch Reihen von niedrigen Hügeln oder einzelnen Anhöhen unterbrochen und von Bächen durchschlängelt wird, wodurch eine reizende Abwechselung der Naturschönheiten, die man hier in Fülle antrifft, dem Auge sich darbiethet.

Über der Stadt selbst thürmen sich zwey Berge empor, die sie gleichsam zu bewachen scheinen, gegen Osten der Schloßberg, gegen Süden den Wachholderberg, und an dem äußersten Fuße dieses letzteren liegen die Gebäude der Stadt und der Schloßgarten gegen Norden hin ausgebreitet. Noch umschließen die Stadt einige niedrige Anhöhen, von der Nordseite der Judenberg, von der Ost- und Süd-Seite der Spitalberg; aber sie sind so weit von einander getrennt, daß sie der Stadt die heitersten Aussichten und den gesundesten Luftzug gewähren. Man stelle sich eine durch die mannigfaltigste Abwechselung schön gezeichnete Landschaft, von Gebirgen begränzt vor, in welcher kleine Hügel und Thäler, Quellen und Bäche, Felder voll Saaten und Wiesen mit Blumen besäet, Obstgärten und Dörfer mit Kirchen und Klöstern dem weitaussehenden Auge sich darstellen, so hat man das Bild von dem anmuthigen Thale, in welchem Teplitz liegt.

Entdeckung der Heilquellen.

Die Stadt verdankt ihre Entstehung den Heilquellen, und diese sind vor mehr als tausend siebenzig Jahren durch ein glückliches Ungefähr entdeckt worden. Unter der Regierung des Herzogs Nezamisl in Böhmen hatte der Böhmische Ritter Kolustug in dem von Teplitz eine halbe Stunde entfernten Dorfe Settenz seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Seine zahlreichen Heerden weideten in den nahe gelegenen Wäldern. Eines Tages verloren sich einige Schweine in denselben. Die Hirten suchten sie allenthalben, und lange vergeblich auf. Erst am dritten Tage fanden sie dieselben in einer hervorsprudelnden heißen Quelle, welche sie aufgewühlet hatten. Die Hirten konnten nicht begreifen, daß heißes Wasser aus der Erde hervorquelle, und hinterbrachten diese sonderbare Naturerscheinung ihrem Herrn, dem Ritter Kolustug. Dieser hoffte aus derselben Nutzen zu ziehen; er verließ seinen vorigen Wohnort, und bauete in der Nähe der Quelle ein Schloß und ein Bad, welches man noch heut zu Tage zwischen der Stadtkirche und dem Schloßgarten zeigt. Er nannte es Tepla-ulice, d. i. warme Straße, woraus in der Folge der Nahme Teplitz (böhmisch Teplice) entstanden ist. Der Sage nach soll sich dieser Vorfall im Jahre 762 ereignet haben, welches man auch aus dem am Stadt-Badhause befindlichen Gemählde, welches die Entdeckung der Quelle vorstellt, und aus den dabey befindlichen Reimen abnehmen will.

Blutiger Streit um den Besitz der Quellen.

Diese wichtige Entdeckung und der Besitz der Quellen erregte Mißgunst und Neid. Bila, die Besitzerinn von Bilin, eine Schwester der in der böhmischen Geschichte so berühmten Libussa und eine Muhme des Herzogs Nezamisl beredete ihren Gemahl Kostal, den Ritter Koluschug von seinem neu erbauten Schlosse zu vertreiben, und sich in den Besitz der Heilquellen zu setzen. Doch diesem räuberischen Unternehmen folgte die gerechte Strafe. Koluschug erfuhr es, daß Kostal sich heimlich mit 50 Mann rüste, um ihn zu überfallen; er bewaffnete die Seinigen, und war allenthalben auf der Lauer, damit er nicht überrascht werden konnte. Da entdeckte er Kostal in der Nähe seines Schloßes unter einer Fichte, wie er sich eben mit seinen Kriegsknechten berathschlagte, auf welche Art der Angriff am besten zu machen sey, und einen Hinterhalt gar nicht ahnete. Koluschug erkannte ihn, weil er seinen Helm abgenommen hatte, schoß einen Pfeil auf ihn ab, der so gut traf, daß er todt nieder stürzte. Seine Leute entflohen, dachten an keinen Angriff mehr, und die neidische Bila, die Anstifterinn zum Raube, starb den zehnten Tag darauf vor Gram über das mißlungene Unternehmen und den Tod ihres Gemahls. Doch scheint Herzog Nezamisl Rache an Koluschug geübt, und denselben von seinem rechtmäßigen Besitze vertrieben zu haben; denn die Geschichte erwähnt, daß kurz darauf dessen Bruder Radobeyl Besitzer von Teplitz gewesen sey.

Erbauung eines Nonnenklosters.

Von der folgenden Geschichte der Stadt Teplitz, wie und wann nähmlich um das Schloß so viele Wohnungen angelegt worden seyn, daß sie zur Stadt erwuchsen, und welche der Reihe nach die auf einander folgenden Besitzer waren, ist nichts genau bekannt. Was die böhmische Geschichte Merkwürdiges davon sagt, will ich kurz anführen. Im Jahre 1146 (oder wie Balbin sagt 1173) erbaute die böhmische Königinn Judith, zweyte Gemahlinn des Königs Wladislaw II., zu Teplitz ein Kloster für Benedictiner-Nonnen, und versah es mit reichlichen Einkünften. Dasselbe stand in großem Ansehen; die Nonnen waren aus den ersten Familien des Landes, wurden geistliche Stiftsfräulein betitelt, und Kaiser Carl IV. dehnte im Jahre 1370 bis 1378 ihre Besitzungen weit über die Gränzen der Herrschaft Teplitz aus, so, daß auch Przizapel dazu gehörte, und sie große Einkünfte besaßen.

Dieses Nonnenkloster wurde in verschiedenen Kriegen hart mitgenommen. Schon im Jahre 1272 wurde es von dem Kriegsheere Kaiser Rudolphs I. zerstört, und dann wieder aufgebaut. Im Hussiten-Kriege im Jahre 1421 wurde das Kloster von dem Kriegsheere des Ziska unter Anführung des Johann von Milewicz abermahls verwüstet, und nicht mehr hergestellt. Auch die Stadt Teplitz betraf kurz darauf im Jahre 1426 gleiches Unglück. Prokop der Kahle, der Anführer der Taboriten, brannte die Stadt zu einem Schutthaufen nieder.

Da das Kloster zerstört war, fiel die Stadt, welche demselben gehörte, der Krone Böhmens heim, und König Wenzel IV. verpfändete sie nebst den Ortschaften Ludiz, Bilin und Aussig an Jacob Wrzesowetze, welcher sich auf den Trümmern des Klosters ein Schloß erbaute, von dem man noch jetzt Überbleibsel sieht. Er erhielt Teplitz im Jahre 1467 vom Könige Georg Podiebrad als Eigenthum. Die Gemahlinn dieses Königs, Johanna, hat die noch vorhandenen Stadtmauern erbauet, und in demselben Jahre den ersten Jahrmarkt errichtet.

Teplitz blieb bey der Wrzesowetzischen Familie, bis der männliche Stamm ausstarb, wo es durch Wenzel Wrzesowetzens einzige Tochter, Magdalene, als Heirathsgut an das Geschlecht der Schömberge kam.

Im Jahre 1619 kaufte Wratislaw Kinsky Teplitz, und dadurch kamen zugleich die Güter Dobrowskahora (der Schloßberg), und Graupen an die Kinsky'sche Familie. Diesem neuen Besitzer hat Teplitz viel zu danken. Er legte die Badhäuser an, und vergrößerte und verschönerte die Stadt durch neue Bauführungen. Sein Sohn Wilhelm ließ die beschädigte Burg Dobrowskahora durch holländische Baumeister wieder herstellen und befestigen; sie mußte aber in der Folge auf Befehl des Hofes wieder geschleift werden; denn dieser Wilhelm Kinsky hatte sich mit Albrecht von Wallenstein, Herzog zu Friedland gegen den Kaiser verschworen, und wurde mit demselben

am 25. Februar 1634 zu Eger ermordet, und seine Güter wurden eingezogen.

Teplitz erhielt der tapfere General von Aldringen, welcher aber bald darauf, am 20. Julius 1634, in einem Gefechte gegen die Schweden auf dem Schlachtfelde fiel. Sein Bruder Paul, der dessen Güter erbte, beschloß als Bischof von Sagan die männliche Linie dieses Geschlechtes, und so fiel Teplitz im Jahre 1670 an die zwey Söhne ihrer Schwester Anna, welche an den Grafen Hieronymus von Clary vermählt war, und seit dem ist es Eigenthum dieser fürstlichen Familie.

Teplitz ist in der Kriegsgeschichte merkwürdig.

Teplitz war auch noch in den folgenden Zeiten mehrmahls der Schauplatz des Krieges. Nachdem die Stadt im dreyßigjährigen Religions-Kriege im Jahre 1631 von den Sachsen, dann von den Schweden, im Jahre 1646 abermahls von den Schweden, und zwar mit Sturm genommen worden war, wurde sie auch im österreichischen Successions-Kriege und im siebenjährigen Kriege gegen die Preußen hart mitgenommen, wo am 2. August 1762 der österreichische General der Cavallerie, Fürst von Löwenstein, eine Preußische Heeresabtheilung unter Anführung der Generäle von Kleist und Seidlitz schlug. Auch im baierischen Erbfolgskriege litt Teplitz durch die Nähe der kämpfenden Heere.

Besonders merkwürdig wurde aber Teplitz in der Geschichte des letzten Befreyungskrieges von französischer Übermacht. Hier war im August 1813 das Hoflager der verbündeten Monarchen, des Kaisers von Österreich

und Rußland und des Königs von Preußen. Von hier aus setzten sich die verbündeten Heere am 24. August 1813 nach Dresden in Bewegung, um diese Hauptstadt zu nehmen, und Napoleon zu schlagen. Als aber dieses Unternehmen mißlang, befehligte Napoleon die erste französische Heeresabtheilung unter Anführung des kühnen Generals Vandamme am 29. August über Peterswald nach Böhmen gegen Teplitz, um den Verbündeten in den Rücken zu kommen, und auf Prag los zu gehen. Aber 8000 Russen unter dem heldenmüthigen Grafen Ostermann hielten den viermahl überlegenen Feind tapfer auf, und schlugen ihn nach Kulm zurück. Die herbeygeeilten Österreicher und Preußen schloßen den Feind von allen Seiten in den Bergschluchten ein, und vernichteten ihn gänzlich, so daß nur ein kleiner Theil Reiter durch die schleunigste Flucht entkommen, und dem französischen Heere Kunde von der gänzlichen Niederlage der abgesandten Heeresabtheilung bringen konnte. Vandamme mit fünf andern Generälen und 15,000 Mann wurde gefangen, 80 Kanonen, 2 Adler und eine große Menge Gepäcke und Kriegsrüstungen wurden erbeutet. Ein Denkmahl, welches der russische Kaiser Nikolaus I. den gefallenen Russen hatte setzen lassen, und zu welchem die Kaiser Ferdinand I. und Nikolaus I. nach ihrer Zusammenkunft in Teplitz im Jahre 1835 den Grundstein gelegt hatten, bezeichnet den Platz, an welchem die tapfern Russen, indem sie die Armee des Marschalls Vandamme aufhielten, fielen.

Das Innere der Stadt.

Teplitz ist nicht groß. Die Stadt mit der Vorstadt zählt nur 330 Häuser, von denen 49 eine eigene Gasse bilden, und von Juden bewohnt sind. Die Stadt hat im Jahre 1793 durch eine Feuersbrunst, welche in der Nacht durch die Unvorsichtigkeit eines Bürgers entstanden war, sehr gelitten, indem kaum der dritte Theil der Häuser von der Flamme verschont blieb. Doch wie mit allem Widrigen, was in der Welt geschieht, immer etwas Gutes und Nützliches verbunden ist, so hat auch Teplitz in einer Hinsicht durch diese verheerende Feuersbrunst gewonnen. Aus der Asche stiegen die neu aufgeführten Gebäude viel schöner und regelmäßiger hervor. Die Scheuern, welche der Flamme so viel Nahrung gaben, wurden außer die Stadt verlegt, das alte, unförmige Rathhaus, das mitten auf dem Markte gestanden, wurde abgebrochen, und ein neues, zwey Stockwerke hoch, mit einem hübschen Thurme im guten Geschmacke, erbauet; der Schloßplatz wurde erweitert und verschönert, das alte unansehnliche Biliner-Thor niedergerissen, und an dessen Stelle wurden schöne Häuser angelegt, so daß jetzt Teplitz in ganz erneuerter Gestalt da steht, und den Badegästen einen recht angenehmen und bequemen Aufenthalt gewährt.

Das Schloß.

Unter den Gebäuden zeichnet sich das fürstlich Clarysche Schloß mit seinen angebauten Thürmen vortheilhaft aus. Der edle Fürst hat es in den letzten Jahren sehr verschönert, und wendet alles Mögliche an, den

Badegästen, indem er ihnen sein Schloß und den Garten öffnet, den Aufenthalt recht angenehm zu machen. In dem Schlosse ist eine schöne, reichhaltige Bibliothek und eine gut eingerichtete Rüstkammer. Der an dasselbe stoßende, nach dem neuesten Geschmacke angelegte englische Garten, der von den Badegästen zahlreich besucht wird, dürfte in Ansehung seiner weiten Ausdehnung, der angenehmen Abwechselung der Lustpartien und der auszeichnenden Schönheit der Anlagen wenige seines Gleichen haben. Er hat zwey große Teiche, welche mit Schwanen, wilden Gänsen, Änten, Blaß-Änten, Goldfischen, u. dgl. reichlich besetzt sind. Man findet mehrere bequem eingerichtete Plätze zu allerley Spielen. Im geräumigen Fasangarten wird eine Menge inländischer und ausländischer Fasanen gehalten. Das Gartenhaus hat einen schön verzierten Saal, in welchem an der Mittewoche und am Sonnabende Bälle für die Badegäste gegeben, und von geschlossenen Gesellschaften oft Abendunterhaltungen veranstaltet werden.

Kirchen.

Die Stadt- oder Dechant-Kirche zum heiligen Johann dem Täufer ist ein nicht unansehnliches Gebäude auf einem freyen, erhabenen Platze. Sie hat an dem Seiten-Altare ein schönes Gemählde von Reinerz, die Freundschaft Christi, und ein Vesper-Bild von Wenzel. Von dem großen Thurme dieser Kirche werden die ansehnlichen Badegäste bey ihrer Ankunft mit Trompeten- und Pauken-Schall bewillkommt.

Die Schloßkirche ist alt und im gothischen Style erbauet. In derselben befindet sich ein schönes

Bild des heiligen Cajetan von Screta. In dem Kirchhofe der Kreuz-Capelle vor dem Gaupner-Thore ist das Grabmahl des im Sommer 1810 zu Teplitz während der Bade-Cur verstorbenen Dichters Johann Gottfried Seume, welcher zu Posern bey Weißenfeld in Sachsen geboren ist. Es ist ein erhabener Grabstein mit einem etwas abgerundetem Deckel, in welchen sein Nahme mit Buchstaben von Metall eingelassen ist. Gräfinn Elise von der Reck, geborne Gräfinn von Medem, ließ es dem seltenen Manne setzen, der nach verschiedenen Schicksalen in frühereu Jahren Fußreisen nach Griechenland bis Syrakus unternahm, um das Vaterland der alten Dichter und Künstler zu sehen, und seinem Geiste durch Betrachtung ihrer Werke höheren Aufschwung zu geben.

Zahl der Einwohner, Erwerb.

Fast alle Häuser in Teplitz sind für die Aufnahme der Badegäste eingerichtet, und man findet Miethwohnungen von 1 bis 30 Zimmer, und Stallungen von 1 bis 28 Pferde. Die Häuser haben außer den gewöhnlichen Nummern auch noch ein eigenes Schild, wodurch es leicht wird, jeden Fremden aufzusuchen. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 3230, worunter 350 Juden seyn mögen, welche sich größten Theils mit Trödeln und dem Kleinhandel abgeben. Einen großen Theil des Erwerbes ziehen die Einwohner von den Badegästen, die sich vom Monathe May bis September sehr zahlreich nicht nur aus dem Inlande, sondern vorzüglich aus Sachsen, und dem noch ferneren Auslande einfinden, und große Summen Geldes hier ausgeben. Der Feld-

bau, den viele Bürger von Teplitz treiben, ist nicht unbeträchtlich: so wie auch die Menge Obst, welche die umliegende Gegend bringt, nicht nur in Teplitz selbst guten Absatz findet, sondern auch weit und breit zu Lande, und selbst auf der Elbe verführt wird, wodurch viel bare Münze nach der Stadt zurück strömt.

Teplitz ist auch der Mittelpunct der böhmischen Strumpfwirkerey. Es werden hier sehr viele wollene Beinkleider, Leibchen, Bademäntel und selbst Hüte gestrickt, welche letztere vor den gefilzten manche Vorzüge haben. Die Brüder Johann und Jacob Anders haben erfunden, diese Hüte zu stricken. Tuch und Casimir werden auch hier verfertiget.

Zur Badezeit kommen mehrere fremde Kaufleute nach Teplitz, welche Galanterie- und Putzwaaren, Carlsbader-Arbeiten aller Art, Porzellän, schöne Glaswaaren, Geschirre von Steingut, Bücher, Kupferstiche, Landkarten u. dgl. feil biethen. Sie legen ihre Waaren mehrentheils in der Kirchengasse in den fürstlichen Buden, oder vor dem Saale im fürstlichen Gartenhause oder in Häusern an andern Plätzen in der Nähe der Bäder aus, wo der meiste Zusammenfluß der Menschen ist.

Bäder.

In Teplitz badet man mehr in einzelnen abgesonderten, als in gemeinschaftlichen Bädern. Die warmen Quellen fließen so reichhaltig, daß man 38 Bäder anlegen konnte. Sieben derselben haben ihre eigenen Quellen, nähmlich das große Männerbad, die zwey Weiberbäder, das Frauenzimmerbad, das tiefe

Bad und die zwey neuen Fürstenbäder. Zu diesen zwey letzteren hat man die Quelle erst im Jahre 1796 benützt. Die übrigen erhalten das Mineral-Wasser aus der Hauptquelle des großen Männerbades. Seit dem Jahre 1796 hat man auch angefangen, aus der Quelle zu trinken, welche in dem Küchengarten hinter dem Herrenhause ist.

1. Das grosse Männerbad

wird auch der Ursprungsprudel, die Mutterquelle, die Hauptquelle u. dgl. genannt. Es ist unter allen das größte, und hat die ergiebigste Ader des warmen Mineralwassers. Die prächtige Bauart zeigt an, daß es einst zu einem gemeinschaftlichen Bade für vornehme Cur-Gäste gedient hat, deßhalben hieß es auch ehemahls das große Herrenbad. Es ist so geräumig, daß es mehr als 80 Personen fassen kann. Ein großes Gewölbe, welches in der Mitte auf einer einzigen steinernen Säule ruht, bedeckt das ganze Bad, welches eine Länge von 14 und eine Breite von 16 Ellen hat, und zwey Ellen tief ist.

Diese Säule, von welcher das Gewölbe getragen wird, ist hohl. Unfern derselben, aber noch unter dem Gewölbe, ist die Quelle gefaßt, und wird durch vier metallene Röhren in die Stube geleitet, und stürzt aus denselben durch angebrachte große und weite Köpfe mit Gewalt und in Menge heraus. Zwey Röhren sind hinlänglich den großen Badebehälter immer zu füllen; aus den andern zwey wird das Wasser in andere Röhren aufgefangen, und an dem Fußboden des Badbehälters

in die Fürstenbäder und in die an das große Bad angebauten Badezimmer für einzelne Cur-Gäste geführt.

Der Boden des Badebehälters ist durchaus mit Sandsteinen belegt. Von drey Seiten gehen steinerne Stufen in das Bad hinab, damit man höher und tiefer baden, und sich allmählig an die Hitze des Wassers gewöhnen kann. An die hinterste Seite dieses Badegebäudes sind drey Judenbäder angebaut. Noch unter einem Dache, gegen die Vorstadt zu, befindet sich

2. das gemeine Weiberbad.

Ehemahls bildete dasselbe nur ein einziges Becken, jetzt ist es aber in zwey Bäder abgetheilt, von welchen das eine gewöhnlich das Frauenzimmerbad, das andere das Weiberbad genannt wird. Jedes derselben ist noch geräumig, und hat 13 Ellen Länge und 6 Ellen Breite. An dem Weiberbade, jedoch schon in der Vorstadt ist das große und schöne

3. Frauenzimmerbad,

in welchem bey 60 Personen bequem zugleich baden können. Der Bau zeigt an, daß auch dieses ehemahls zum Gebrauche der Frauen aus höheren Ständen bestimmt war. Da aber diese jetzt gewöhnlich in abgesonderten Bädern einzeln baden, so wird es mehrentheils nur von gemeinen Weibern besucht. Das Bad ist nach Art des Männerbades schön angelegt. Das hohe Gewölbe ruht auch in der Mitte auf einem hohlen steinernen Pfeiler, in welchen das Mineral-Wasser aus einem, einige Schritte rechts vom Eingange sich befindlichen Becken, durch zwey metallene Röhren geleitet wird, und aus

demes in den Badebehälter reichlich heraus strömt. Links vom Eingange, gegen das Weiberbad zu, entdeckte man im Jahre 1796 die neue Quelle, welche den zwey neuen Fürstenbädern das Mineral-Wasser zuführt.

4. Das tiefe Bad

erhält sein Wasser nicht durch eine Quelle, die in Röhren gefaßt ist, sondern das Wasser, welches aus der Hauptquelle den Zufluß hierher hat, quillt aus dem Boden des Badebehälters durch den Sand, auf welchem dieses Bad steht, hervor. Es ist das kleinste unter den gemeinschaftlichen Bädern.

Abgesonderte Bäder.

Die übrigen Bäder sind zum Einzeln-Baden eingerichtet. Sie bilden längliche Vierecke; der Boden des kleinen Wasserbehälters ist mehrentheils mit Ziegeln gepflastert, nur einige haben bloßen Sand. Sie sind alle mit Stufen und Bänken versehen, für Große und Kleine sehr bequem eingerichtet und reinlich gehalten. Das Mineral-Wasser fließt jedem Bade ununterbrochen zu, und eben so von demselben fortwährend wieder ab. Da die unreinen Theile, welche von den Badenden sich abspühlen, immer auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, und von derselben das Wasser immer, wenn es die gehörige Höhe erreicht hat, abfließt, so wird die Reinlichkeit dadurch ungemein befördert.

Bey den Bädern für einzelne Cur-Gäste sind auch 3 Douche-Bäder angebracht, d. i. Tropf- oder Gieß-Bäder, wo das heiße Mineral-Wasser auf den kranken Theil herab tropfet oder fließt. Sie wirken gewissen ört-

lichen Krankheiten entgegen, indem sie so wohl durch den Druck des tropfenweise auf die Glieder herab fallenden Wassers als durch dessen beywohnende Heilkraft die Genesung befördern. Eines derselben ist sehr zierlich hergerichtet, ausgemahlt, und mit einem Vorzimmer versehen. Von Seiner königlichen Hoheit, dem Prinzen Anton von Sachsen, welcher sich der Erste desselben bediente, führt es den Nahmen Prinz Antons Bad.

5. Das Stadt-Badehaus

befindet sich auf dem Badeplatz. Es ist für einzeln Badende sehr bequem eingerichtet. An der Vorderseite dieses ansehnlichen Gebäudes sieht man in Stein gehauen die Geschichte von der Entdeckung der Quelle. Es wird sehr zahlreich besucht. Nahe an demselben befindet sich das

6. Kammerdiener- oder Fürstenbad,

welches sieben Abtheilungen und Douche-Bäder hat. Den ersten Nahmen erhielt es daher, weil einst der Ertrag dieses Bades einer Kammerdienerinn der Fürstinn zum lebenslänglichen Genuße angewiesen war. Hier sind die lauesten Bäder in der Stadt, und zugleich sehr zweckmäßig und bequem eingerichtet; sie werden auch am theuersten bezahlt. Das Nähmliche gilt von dem Gürtler-Bade, welches sich nahe an dem vorigen befindet. Es ist sehr schön gebauet, und wird mehrentheils von Personen vom Range besucht. An dieses stoßt das eigentliche

7. Fürstenbad

an, welches verschiedene Abtheilungen zum einzeln Baden hat. In dem Garten, welcher bey diesem Bade an-

gelegt ist, wird das Mineral-Wasser auch getrunken. Unter einem geschmackvollen Gartenhause sprudelt eine warme Quelle, die Gartenquelle genannt, hervor. Dieses Gartenhaus ist in Gestalt eines Tempels erbauet, und 14 Dorische Säulen schmücken dasselbe. Drey Ständer fangen die Quelle auf, und aus diesen strömt sie reichlich heraus. Ein eisernes Geländer schließt das Ganze ein. Eine Frau ist immer gegenwärtig, um den Cur-Gästen die niedlichen Becher und Gläser aus der Quelle zu füllen. Selten wird dieser Gesundheits-Tempel leer. Eine große Zahl trinkt das Mineral-Wasser, andere baden ihre Augen in dem heraus geschöpften Wasser, andere suchen in diesem Lustgebäude Schatten und Kühlung bey der Hitze des Tages.

Alle diese Bäder haben 30 bis 35 Grad Wärme, und enthalten Kohlensäure, kohlensaures Eisen, geschwefeltes Wasserstoff-Gas und kohlensaure Soda. Das Wasser, welches von allen Bädern abfließt, wird in zwey Canäle geleitet, und nützet noch ferner, indem es Wiesen und Gärten bewässert, und Mühlen treibt. Die Canäle ergießen sich in den Saubach, der nahe bey Teplitz vorbey fließt.

Wie und wo entstehen diese heissen Quellen?

Es ist allerdings eine sehr merkwürdige Erscheinung in der Natur, daß aus Gebirgen Quellen hervorquillen, die einen viel höheren Grad der Wärme haben, als die äußere, sie umgebende Luft. Was muß in dem Inneren der Berge vorgehen, daß sie eine solche Wärme, die in jeder Jahrszeit die nähmliche ist, erhalten? — Manche Quellen sind so heiß, daß die Hitze bis 60

Grade Reaumur steigt. Das ist zwar bey jenen von Teplitz nicht der Fall, aber die Hitze der Quellen z. B. zu Carlsbad in Böhmen erreicht 59 Grad, brühet Federvieh, und siedet Eyer. Die Bäder zu Aachen im preußischen Großherzogthume Nieder-Rhein sind so heiß, daß man ihr Wasser 12 bis 18 Stunden muß stehen und abkühlen lassen, bevor man es zum Baden brauchen kann.

Welche verborgene Kräfte hat der allmächtige Schöpfer in das Innere der Erde gelegt, und welche Wohlthat hat er uns durch diese warmen Quellen, die sich auf eine unsichtbare Weise in den Eingeweiden der Berge bilden, erwiesen! Es scheint keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß die warmen Quellen ihre Hitze von einem unterirdischen Feuer erhalten. Lager von Schwefelkiesen und andern Mineralien besitzen die Eigenschaft, daß sie mit Heftigkeit und Gluth aufbrausen, so bald Wasser und Luft auf sie einwirken. Solche Lager müssen sich in dem Innern der Berge, aus welchen diese warmen Bäder entspringen, befinden, und durch einen unsichtbaren Proceß dem Wasser die Wärme und mineralischen Bestandtheile geben.

Die Naturforscher sind nicht einig, wie und wo sich die Teplitzer-Quellen in den Eingeweiden der Berge erhitzen. Troschel suchte zu beweisen, daß der Wachholderberg die Werkstätte dieser Erhitzung sey. Doctor Hansa hält einen nahen Porphyr-Hügel, den Spitalberg, für den Ort, wo die warmen Quellen erzeugt werden. Hr. Stouz meint, daß sie in dem Porphyr-Schiefer des Schloßberges entstehen. Der berühmte vaterländische Naturforscher, Doc-

tor Reuß, will mit vieler Wahrscheinlichkeit beweisen, daß die Steinkohlen-Lager, welche in dem ganzen weiten Teplitzer-Thale verbreitet sind, die Hitze der Quellen erzeugen; doch wer kann mit Gewißheit über diese Quellen entscheiden, da man in die Eingeweide dieser Berge nicht gedrungen ist?

Sonderbare Erscheinungen an den Quellen.

Wie gewaltig diese geheime Werkstätte der Natur in dem Inneren der Berge sey, zeigen mehrere Naturerscheinungen, die man in dem vorigen Jahrhunderte an den warmen Quellen von Teplitz beobachtete. Ältere Nachrichten hat man nicht, obwohl es außer Zweifel ist, daß sich ähnliche auch ehemahls ereignet haben. Im Jahre 1720 sprengte durch zu häufiges Zuströmen des Mineral-Wassers die Hauptquelle den Canal, in welchen sie eingeengt ist, und der das Wasser in das große Männerbad führt, mit solcher Gewalt, daß er Centner schwere Steine mehrere Ellen hoch in die Luft schleuderte. Diese Hauptquelle floß damahls so reichlich, daß sie zu einem Bache anwuchs, und 6 Ellen im Durchmesser hatte.

Am 1. November 1755, an diesem Schreckenstage, wo Lissabon, die Hauptstadt Portugals durch ein fürchterliches Erdbeben 1600 Häuser und bey 20,000 Menschen verlor, blieb auch die Quelle zur nähmlichen Stunde zwischen 11 und 12 Uhr Mittags durch 6 bis 7 Minuten plötzlich aus. Dann aber strömte sie, gelblich roth gefärbt, eine ganze Stunde lang mit solcher Gewalt und in solcher Menge zu, daß sie alle Bäder

überschwemmte. Seit dieser Zeit fließt das Wasser reichlicher und wärmer in dieser Quelle.

Im Jahre 1767 blieb die Quelle im Hauptbade auf einmahl aus, und bahnte sich in einer Entfernung von zwey Ellen von dem Canale, in den sie eingeengt war, einen neuen Gang unter der Erde mit Gewalt. Das Pflaster wurde durch die Gewalt des Wassers aufgehoben, und alles, womit man dasselbe beschwerte, mit Gewalt weggeschleudert. Nur mit vieler Mühe konnte man die Quelle wieder fassen, und mittelst eines neuen Canals in ihren vorigen Gang wieder zwingen.

Außer diesen Bädern in der Stadt und Vorstadt, von welchen das Fürsten- und Kammerdiener-Bad dem Fürsten Clary, die übrigen der Stadtgemeine gehören, sind auch noch in dem Dorfe Schönau, welches außer der Vorstadt gelegen ist, und der Stadt gehört, drey Bäder, welche stark besucht werden.

1. Die Steinbäder

quellen auf einer Wiese zwischen dem Schönauer-Teiche und dem Saubache hervor. Sie sind ein Eigenthum der Stadtgemeine. Diese Wiese hat einen sumpfigen, mit Wurzeln der Pflanzen durchflochtenen Boden. Ehemahls waren diese zwey warmen Quellen offen; man nannte sie Röstbad und Tümpel. Straßenbettler, arme, ekelhafte Kranke und allerley Gesindel, dem man den Aufenthalt in der Stadt nicht leicht gestatten konnte, bedienten sich dieser Bäder, und sie brachten bey jenen, die mit verschiedenen Geschwüren behaftet waren, die vortrefflichsten Wirkungen hervor. Dieses gab diesen Quellen Ruf und Zutrauen. Auch

andere Cur-Gäste wünschten, sich derselben bedienen zu können. Man sonderte im Jahre 1759 die Mineral-Quellen von dem wilden Wasser, man faßte sie in Canäle, bauete ein eigenes Becken, und errichtete ein ordentliches Bad, das gedeckt und vor jeder Witterung geschützt war.

Zwischen den Jahren 1776 bis 1779 entdeckte man noch eine andere Quelle in der Nähe, die auch zu einem Bade benützt wurde. So entstanden hier sechs Bäder: drey, in welchen man gemeinschaftlich badete, und drey kleine für einzelne Personen.

Seit dem Jahre 1801 sind die Steinbäder viel geschmackvoller und bequemer hergerichtet. Ein ansehnliches und festes Gebäude, durch den Teplitzer Bürgermeister Bernhard Eckhardt aufgeführt, schließt 16 bequeme und reinliche Badebehältnisse ein. Neun Jahre später ließ der Bürgermeister Anton Rudolph ein anderes neues Badehaus mit sechs abgesonderten Bädern in Form eines Tempels aufführen. In der Mitte dieses Gebäudes ist die Quelle in einem Kessel aufgefangen, von dem es durch Röhren in jedes einzelne Bad geleitet wird. Hinter dem großen Gebäude befindet sich das Gemeinbad, in welchem gewöhnlich gemeine Soldaten und auch andere gemeine Leute baden. Mit diesem besteht nun die Zahl der Steinbäder aus 28 Theils gemeinschaftlichen, größten Theils aber abgesonderten Bädern. Ihre Wärme beträgt 30 bis 35 Grad Reaumur.

2. Die Schlangenbäder,

der Schönauer-Dorfgemeinde gehörig, liegen nur 136 Schritte von den vorigen entfernt, und scheinen von Schlangen, die man ehemahls in dieser sumpfigen Gegend antraf, ihren Nahmen zu haben. Sie zählen fünf Bäder, welche alle gut gebauet sind, und geräumige Becken haben. Alle stehen auf Sand, aus welchem das Wasser in einer Wärme von 30 bis 32½ Grad Reaumur hervor quillt. Der Sand ist immer mit Eisen-Ocher (ein verwittertes, in Erde zerfallenes Eisenerz), bedeckt. Wenn sie abgelassen werden, vergeht immer eine Stunde, bis das Wasser in dem Becken wieder zu der gewöhnlichen Höhe anläuft. Diese Bäder waren lange unbedeckt, und bloß dem Gebrauche armer Leute überlassen. Im Jahre 1773 ließ sie der Prinz Rohan einschließen, und mit Dächern versehen. Im October 1796 gab man ihnen die jetzige Einrichtung, und stellte sie so her, daß in jedem einige Personen zugleich bequem baden können.

3. Die Schwefelbäder

gehören dem Fürsten Clary, der auch das Badgebäude aufführen ließ. Woher sie diesen Nahmen haben, läßt sich nicht bestimmen, da sie weder schwefelige Bestandtheile noch einen Schwefelgeruch haben. Vier Bäder befinden sich in diesem Badehause, zwey derselben sind 29 Grad Reaumur warm, und erhalten ihr Wasser von zwey Quellen, die am Fuße des so genannten weißen Hügels entspringen, wo sie in einen steinernen Canal gefaßt sind, und durch hölzerne Röhren

in das Badebehältniß geleitet werden. Die andern zwey Bäder sind kälter; eine besondere Quelle führt ihnen das Wasser zu, welche ungefähr 170 Schritte vom Badehause entfernt liegt, und auch aus dem weißen Hügel entspringt. In den zwey warmen Bädern quillt das Wasser fortwährend aus dem mit Sande bedeckten Boden hervor, und so wohl an diesem als auch an den Seitenwänden setzt sich etwas braunrothe Ocher-Erde an. Das Badewasser ist aber sehr klar.

Wohlthätige Wirkungen der Quellen als Trank.

Alle diese angeführten Mineral-Quellen, so wohl als Bad wie auch als Trank gebraucht, haben durch viele Jahrhunderte ihre wohlthätigen Wirkungen auf den menschlichen Körper bey Tausenden erprobt, und wir können dem gütigen Schöpfer nicht genug danken, daß er uns ein so einfaches Mittel geschenkt hat, die zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Ehemahls hat man das Mineral-Wasser aus diesen Quellen häufiger getrunken, als es jetzt geschieht, obwohl es noch immer aus der Gartenquelle im Fürstenbade zum innerlichen Gebrauche geschöpft wird. In Verschleimungen des Magens und der Gedärme, im Sodbrennen, Magenkrämpfen, in der Engbrüstigkeit, in angehender Wassersucht und in mehreren Kinderkrankheiten thut das genossene Mineral-Wasser vortreffliche Wirkung. Es wird warm, wie es von der Röhre kommt, als eine Art Limonade, mit besonderem Nutzen getrunken. Durch seine Wärme wird es auch in Katharral-Zufällen, in Krankheiten, die durch Verkältung und gehemmte Ausdünstung entstanden sind, ein wirksames Mittel zur

Herstellung der Gesundheit. Man trinkt es auch kalt. Es wird von der Röhre in Flaschen gefüllt, und in Kellern abgekühlt. Mit Wein oder mit Zitronen-Säure und Zucker vermischt, ist es ein angenehmes, kühlendes und gelind reizendes Getränk.

Wirkungen der Quellen als Bäder.

Als Bad gebraucht wirken diese Quellen in rheumatischen und gichtischen Krankheiten, bey Trockenheit, Steifheit und Schwäche der Gliedmassen, bey nicht entzündeten äußeren Geschwüren und Geschwulsten, bey Hautkrankheiten aller Art, bey Unregelmäßigkeit oder Verstopfung der Eingeweide im Unterleibe, bey verhärteten Drüsen, Scropheln, bey Nerven-Krankheiten, Hypochondrie, Schwindel und einigen Gattungen der Fallsucht. Die Wirkungen der Bäder beruhen auf dem, daß sie erweichen, die Säfte verdünnen, sanft auflösen, die Schärfe mildern, den Krampf stillen, und den ganzen Körper in seinen einzelnen Theilen stärken.

Man muß in Teplitz selbst seyn, und die wunderbaren Wirkungen und heilsamen Kräfte dieser Wunderquellen mit eigenen Augen sehen; dann wird man den allmächtigen Schöpfer erstaunend in dieser großen Werkstätte der Natur loben und preisen. Man muß die große Zahl Elender beobachten, die hier zu Hunderten herum kriechen, sich mühsam auf den Krücken fortbewegen, oder herum getragen und gehoben werden, die mit jedem Tage mehr Fertigkeit zur Selbsthülfe, mehr lebendige Kraft in den erstorbenen Theilen erhalten, und in einigen Wochen sich der vollen

Gesundheit nach langer, siech und schmerzhaft zugebrachter Zeit erfreuen. Da schleichen sie umher, die Erbarmungswürdigen; jeder Schritt preßt ihnen Schmerz aus; Trübsinn und Todtenblässe sind in ihrem Gesichte, Ohnmacht überall, nirgends thätige Lebenskraft, nirgends Spur der Gesundheit; — sie senken den siechen Körper in die heilsamen Bäder; schon zweifeln sie an der Wirkung bey dem ersten Gebrauche; doch der Anblick und die tröstenden Worte der Genesenden erheben ihren Muth, und bald — bald nach wenigen Tagen kommt Kraft zum Gehen, die lahmen Glieder erstarken, heiterer Sinn kehrt in die Seele zurück, die Lust zu Geschäften wird rege, Lebensthätigkeit kehrt mit der sich wieder einstellenden Selbsthülfe zurück; die Miene wird heiter; die Runzeln der Stirne entfalten sich; die frohe Zukunft der wieder hergestellten Gesundheit liegt vor Augen; der Blick wendet sich dankend gen Himmel; die Hoffnung gibt stärkeren Muth und frohen Sinn, und bald, bald ist das große Werk der Genesung gelungen.

Der Gelähmte kann seine Füße, seine Arme wieder bewegen, er kann nach einer langen Reihe von Jahren auftreten, seinen Körper mit Leichtigkeit bewegen. Er will schon ganz genesen scheinen, er thut sich Gewalt an, mischt sich wieder unter die frohe Gesellschaft der Gesunden, er fühlt sich gestärkt, er nimmt Theil an ihren Freuden, seine Seele erheitert sich in dem munteren Zirkel, und er hüpft froh in dem Kreise der Fröhlichen herum.

Kann wohl eine Freude größer für den Leidenden, kann wohl eine Empfindung für den Kranken angeneh-

mer seyn, als wenn neues Leben in den halb erstorbenen Körper übergeht; wenn die todten Glieder sich regen; wenn der Elende fühlt, daß neue Lebenskraft durch den erstarrten Körper wallet; wenn er die Kraft erlangt hat, zu den Seinigen wieder zurück zu kehren, nicht als Krüppel, wie er von ihnen weggetragen wurde, sondern gestärkt durch die wieder erhaltene Gesundheit? Welche Thränen der Freude wird der Anblick des theuern Genesenden den Angehörigen auspressen, die schon lange für sein Leben stille Besorgnisse hegten! Und wer ist es, der dieses alles zu bewirken vermag? Eine Quelle, die sich hier mit unveränderlicher Wärme aus dem Schooße der Natur empor arbeitet. Wenn ich dieses große Geschäft der Natur in seinen großen und wohlthätigen Wirkungen überschaue, dann rufe ich im tiefen Erstaunen aus: „Herr, wie mächtig und gütig bist Du, welche große Kräfte hast Du der Natur zum Wohle der Menschen verliehen!"

Vergnügungsörter.

Zur Erheiterung und zum Vergnügen der Cur-Gäste, wodurch die Herstellung der Gesundheit oft mächtig befördert wird, biethen Teplitz selbst und die reizenden Umgebungen vielerley Gelegenheit dar. Die vorigen fürstlichen Besitzer der Stadt haben auf mancherley Art für die Unterhaltung der Fremden gesorgt, und der dermahlige Grundherr, Fürst Clary, wendet alles Mögliche an, um denselben den Aufenthalt in Teplitz recht angenehm zu machen. Der Garten wurde verschönert und durch neue Anlagen erweitert, und auf allen Seiten wurden neue Spaziergänge eröffnet.

Bey dem fürstlichen Schlosse befindet sich das Theater. Es ist nach dem Muster des Dresdner Schauspielhauses sehr niedlich angelegt. Eine Gesellschaft Schauspieler kommt jährlich um die Mitte des Monaths Junius hierher, um Stücke, so lange die Anwesenheit der Cur-Gäste dauert, aufzuführen. Der Fürst überläßt derselben den freyen Gebrauch des Theater-Gebäudes, und zahlt noch überdieß wöchentlich für sich und seine Familie sechs Ducaten. Um Frohsinn zu erregen, werden nur Lust- und Singspiele gegeben.

Die Umgebungen von Teplitz

gewähren den Lustwandelnden durch Abwechselung der schönen Naturgegenden viel Vergnügen. Der nahe Wachholderberg, die Anhöhe Lippnay mit ihrer niedlichen Einsiedeley, der Spitalberg, alle drey mit herrlichen Aussichten, der Montligne mit dem schönen Sommerhause, die bürgerliche Schießstätte u. dgl. werden oft besucht.

Weitere Ausflüge machen die Cur-Gäste nach dem Dorfe Dorna, wo ein schöner Park ist; nach dem Dorfe Probstau, bey welchem sich eine Fasanerie befindet, nach dem Schloßberge mit den Ruinen eines alten Schlosses, von welchem man eine überraschende Aussicht genießt; nach Huhndorf in das angenehme Wäldchen Kühbusch, nach dem schönen Parke des Jagdschlosses Doppelburg, nach dem lieblich gelegenen Dorfe Eichwald, nach Marienschein, einem ehemahligen Jesuiten-Kloster, bey dessen Wallfahrt und dem Gesundbrunnen in Niederschein zahlreiche Waller sich einfinden; nach dem Cisterzienser-Stifte Osseg, wo die Bibliothek, die Naturalien-Samm-

lung, ein schöner Garten und eine Zeug-Manufactur sehenswerth sind. Noch werden die Ruinen von Riesenbad, das Riesenbad, die Bergstadt Graupen, die Stadt Dux mit dem gräflich Waldsteinischen Schlosse, worin eine schöne Bibliothek, eine Gemählde- und Kupferstich-Sammlung, eine Rüstkammer, eine Sammlung von mathematischen und Ackerbau-Werkzeugen, ein Theater, und bey demselben ein schöner Garten sich befindet, ferner die Stadt Bilin mit dem Schlosse und Sauerbrunnen, der Bilinerstein, die Ruinen von Kostenblatt, die Stadt Brüx u. s. w. besuchet.

Wohlthätige Anstalten.

Da, wo die Natur durch Gottes weise Einrichtung so wohlthätig wirket, haben auch die Menschen mit immer regem Wohlthätigkeitssinne für das Wohl ihrer leidenden Brüder aus der ärmeren Volks-Classe durch Wohlthätigkeits-Anstalten liebreich gesorgt. Unter diesen steht

1. das k. k. Militär-Badehaus

oben an. Durch die väterliche Fürsorge Seiner Majestät, unsers unvergeßlichen Kaisers Franz, und durch die Unterstützung Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl ist es in den Jahren 1804 bis 1808 nach einem herrlichen Plan erbauet, und zur Wohnung für Soldaten von jedem Range, welche das Bad gebrauchen, bestimmt worden. Das Gebäude besteht aus drey Flügeln, und hat zwey Stockwerke. Zwey Flügeln sind für die gemeine Mannschaft bestimmt, der dritte ist zur

Wohnung für den Commandanten und für Offiziere, welche die Bade-Cur gebrauchen, eingerichtet. Man sammelte zu einem Fonde, daß jeder unbemittelte Officier 50 Gulden Aushülfe bey dem Gebrauche des Bades erhalten sollte. Die Zimmer für die gemeine Mannschaft sind hoch, geräumig und luftig, nach den verschiedenen Krankheiten, auf welche die Bade-Cur wirkt, eingetheilt, und jeder Soldat hat ein abgesondertes Bett. 300 Mann können in diesem Gebäude untergebracht werden, und da die Bade-Cur gewöhnlich nur vier Wochen dauert, so können in den zum Gebrauche des Bades geeigneten vier Monathen, Junius, Julius, August und September 1200 Mann die Wohlthat dieser Anstalt genießen, wo sie auch mit Kost und Arzeney versehen, und von einem Oberarzte behandelt werden. Vor diesem Gebäude ist ein geräumiger Obstgarten angelegt, der auch viel Gemüse für diese Anstalt bringt. Da er aus einem angeschütteten Teiche entstanden ist, so ist auch der Gewinn für die Gesundheit groß, indem durch die Anlage desselben die Gegend herum von einem unangenehmen Geruche und von schädlichen Ausdünstungen befreyet worden ist.

2. Das Doctor John'sche Institut

dankt seine Entstehung einem Menschenfreunde, dem Doctor John. Im August 1799 leitete er eine Sammlung unter den Badegästen zum Baue eines kleinen Hauses ein, in welchem vier fremde, arme Kranke untergebracht werden könnten. Die Beyträge gingen reichlich ein; der Magistrat gab den Grund zum Häuschen her, der Bau wurde angefangen, und die Gaben und

Vermächtnisse zu dieser wohlthätigen Anstalt wuchsen mit jedem Jahre höher an, so daß sie jetzt an 60 Betten enthält, und die Badezeit hindurch mehr als 300 Kranke in derselben verpflegt werden können. Ehre dem Menschenfreunde, der den Grund zu diesem Hospitale gelegt, Dank den Gebern, die seinen guten Willen mit so reichlichen Gaben unterstützt haben! Der Doctor Grill in Leitmeritz hat im Jahre 1807 in seinem Testamente sein ganzes Vermögen dieser Anstalt bestimmt, und da noch alle Jahre beträchtliche Gaben für dieselbe eingehen, so wird sie sich immer mehr ausdehnen.

Es werden fremde Kranke ohne Unterschied der Religion, wenn sie ihre Armuth darthun, und zur Bade-Cur geeignet sind, in dieses Hospital aufgenommen und in demselben verpfleget. Bey dem Eintritte erhalten sie auf dem linken Oberarme einen Schild von Messing mit den Buchstaben T. B. H. (Teplitzer Bade-Hospital) mit der Nummer ihres Bettes. Dadurch werden sie kennbar, daß sie nicht nebenbey der Betteley noch nachgehen. Für erkrankte Dienstbothen hoher Herrschaften ist in diesem Spitale ein Zimmer mit zwey Betten, wohin sie gegen Bezahlung aufgenommen werden.

3. Das Bade-Institut für das königliche sächsische Militär ist gleich neben dem Civil-Institute aufgeführt, und kam im Jahre 1805 zu Stande. In dasselbe werden zur Bade-Cur immer 30 sächsische Soldaten aufgenommen, und unter Aufsicht eines Unter-Officiers ganz verpflegt. Die Kosten werden von der königlichen sächsischen Regierung vergütet.

4. Das fürstlich Clarysche Spital

wurde von der fürstlichen Familie für 12 sieche Unterthanen beyderley Geschlechtes gestiftet.

5. Das Armen-Institut

gibt, wie an jedem andern Orte, den Bedürftigen Unterstützung.

6. Das Louisen-Gestift

ist ein Denkmahl, welches der berliner Banquier Bennemann mit den anwesenden preußischen Badegästen am 19. Junius 1811 zur Gedächtnißfeyer des Todes ihrer geliebten Königinn Louise (gestorben 11. Junius 1810) dadurch errichtet hat, daß sie Gaben von mehreren tausend Gulden zusammen legten. Davon wurden 1000 Gulden zu einem immerwährenden Fonde zur Unterstützung armer preußischer Badegäste bestimmt, für welche Wohlthat die Empfänger am Sterbetage der Königinn einige Gebethe zu ihrem Andenken zu verrichten haben. Von dem Überschuße des Geldes werden sämmtliche Arme und Kranke in Teplitz, ohne Unterschied der Religion, an diesem Tage gespeiset.

Unschuld kommt immer an den Tag.

Anna Berger war als Waise in einem Alter von 10 Jahren in das Haus des Kaufmanns Herold in Kr.* gekommen. Der brave Mann hatte sich aus Mitleid ihrer angenommen, in der Hoffnung, an ihr einen arbeitsamen und treuen Dienstbothen sich zu erziehen. Er schickte Anna fleißig in die Schule und Christenlehre, ließ sie im Stricken, Nähen und anderen häuslichen Arbeiten unterrichten, und endlich mußte sie selbst in der Küche zugreifen, und kochen, sieden, braten und backen lernen. Alles ging ihr gut von der Hand; sie hatte Eifer und Fleiß, und war bald im Hause sehr gut zu brauchen.

Im sechzehnten Jahre hatte Anna schon das ganze Hauswesen unter Aufsicht der Frau Herold zu leiten, welche nicht genug die Emsigkeit, Reinlichkeitsliebe und den Fleiß des Mädchens loben konnte. Besonders hatte Anna ein wachsames Auge auf die andern Dienstleute im Hause, daß sie die Herrschaft nicht hintergehen oder übervortheilen konnten; und manchen listigen Streich,

manche kleine Betrügerey, welche die Dienstleute sich nie hoch anrechnen, hatte sie entdeckt, und oft der Frau Herold davon Nachricht geben müssen, wenn Anna nicht im Stande war, das Unrecht zu verhüthen, oder nicht Macht hatte, die Dienstleute darüber zur Rede zu stellen.

Die Dienstleute werden Annen gram.

War es zu wundern, daß die ungetreuen Dienstleute der guten Anna gram wurden, weil sie ihren unerlaubten Handlungen entgegen stand? Einmahl mißgönnten sie ihr schon das Zutrauen, das sie von dem Herrn und der Frau Herold im vollen Maße genoß, da es doch nur der wohlverdiente Lohn ihres Diensteifers und ihres Bemühens für das Beste des Hauses war; dann erhielt Anna auch manche Auszeichnung vor ihnen und manches Geschenk, wodurch der Neid der übrigen noch mehr angefacht würde. O bemitleidenswerthe Menschen, die nicht wußten, daß ein schöner Lohn immer der Tugend und Rechtschaffenheit folgt, und daß sich nichts erheucheln läßt, weil das Innere nicht mit dem Äußeren übereinstimmt, und der Betrug immer entdeckt wird!

Anna hat zwey grosse Feinde im Hause.

Besonders nährten der Hausknecht und die Kindeswärterinn Feindschaft gegen Anna in ihren Herzen. Beyde hielten zusammen, und hatten es schon sich gegenseitig versprochen, einander zu heirathen, so bald ein schicklicher Erwerb für sie vorkommen sollte. Daran war noch nicht so viel Arges; daß sie aber jede Gele-

genheit benützten, die Herrschaft zu betriegen, um sich ein Heirathsgut zu sammeln, das war schlimm. Aber Anna kam ihnen oft hinter ihre bösen Streiche, hintertrieb sie, und stand ihnen immer im Wege, daß sie ihr böses Vorhaben nicht ungehindert ausführen konnten.

Da warfen nun beyde einen unversöhnlichen Haß auf Anna, und beschlossen, ihr einen Streich zu spielen, der sie um das ganze Zutrauen der Herrschaft, wo nicht gar aus ihrem Dienste bringen sollte. Die Bösewichter heuchelten ihr Freundschaft, um desto leichter Gelegenheit zu ihrem Vorhaben zu finden. Lange brütete ihre schwarze Seele an dem Schelmenstreiche, und endlich ward er ausgeführt. Er war hinterlistig und schlau angelegt; er gelang, aber nur auf kurze Zeit.

Im Hause wird ein Diebstahl verübt.

Herold mußte in Familien-Angelegenheiten eine Reise unternehmen, und er war mehrere Tage vom Hause abwesend. Seine Frau hatte ihn begleitet, und die Besorgung des Hauswesens Annen übergeben. Diese benützte die Abwesenheit ihrer Herrschaft, um das ganze Haus zu fegen und zu reinigen, damit Frau Herold, wenn sie zurück käme, ihr Vergnügen an der Sorgfalt und Emsigkeit des Mädchens hätte.

Anna hatte sich bey dieser Arbeit sehr ermüdet, sie war vor Tagesanbruch aufgestanden, und da sie alles zeitlich vollendet hatte, ruhete sie an dem schwühlen Nachmittage aus, und schlief wider ihren Willen ein. Die Fenster und Thüren aller Zimmer waren offen. Da

schlich sich die Kindeswärterinn zu der Schlafenden, nahm ihr die von der Frau anvertrauten Schlüssel zu den Kästen und Schränken heimlich ab, und stahl mit Hülfe des Hausknechtes alles Silberzeug und andere Dinge vom Werthe, die leicht wegzubringen waren. Als der Diebstahl verübet war, hing die Kindeswärterinn der schlafenden Anna die Schlüssel wieder an, nachdem sie die Perlen der Frau und einen kostbaren Ring unter Annens Wäsche in ihren Kasten verborgen hatte.

Anna kommt in Verdacht.

Man stelle sich den Schrecken und die Angst der guten Anna vor, als sie erwachte, und den Diebstahl gewahr wurde. Sie machte Lärm. Niemand wollte einen Fremden im Hause oder nahe bey demselben bemerkt haben, und man konnte dem Diebe nicht auf die Spur kommen. Herr Herold und seine Frau kamen am nähmlichen Abende zurück. Sie ließen Anna hart an, daß der Diebstahl durch ihre Nachlässigkeit geschehen sey. Man warf ihr vor, daß sie wenigstens Thüren und Fenster hätte verschließen sollen, wenn sie Willens war, ein Schläfchen zu machen. Herr Herold machte die Anzeige von diesem Diebstahle bey der Obrigkeit, und nachdem diese alle Umstände erhoben hatte, gerieth man auf den Verdacht, daß leicht jemand von den Dienstleuten der Dieb seyn könne. Man stellte Untersuchungen an, und die Kästen und Schränke eines jeden wurden geöffnet, und durchsucht. Nirgends fand man etwas. Um die andern nicht zu beleidigen, mußte auch Annens Schrank geöffnet werden. Sie selbst langte

bereitwillig alles heraus; doch welcher Schrecken überfiel sie, als sie die Perlen und den Ring gewahr wurde, die aus einem Stück Wäsche heraus fielen, wie sie es hervor zog! Herr und Frau Herold standen wie versteinert da, und wußten nicht, was sie denken und glauben sollten. Anna betheuerte vor Gott und ihrem guten Gewissen ihre Unschuld, und daß ihr jemand aus Rache diesen bösen Streich gespielt, und Perlen und Ring in ihren Schrank gelegt habe; aber es kam den andern nicht wahrscheinlich vor, da sie gewohnt war, den Schrank immer gut zu verschließen, und den Schlüssel sorgfältig bey sich zu verwahren. Durch all ihr Betheuern, durch ihren vorausgegangenen guten Lebenswandel konnte sie dem Verdachte nicht entgehen, daß sie die Thäterinn oder wenigstens eine Mitschuldige an dem Diebstahle sey. Sie wurde ins Gefängniß geführt. Da fiel sie auf die Knie, und rief unter Schluchzen und Jammern aus: „Guter Gott! Du allein siehst in mein Herz, Du allein kennst meine Unschuld, auf dich vertraue ich, Du wirst mich nicht zu Schanden werden lassen, wenn auch mein Wohlthäter und zweyter Vater, Herr Herold mich einer schlechten That fähig hält.“ Dieses kurze Gebeth richtete das arme Mädchen etwas auf; der Gedanke an Gottes Allwissenheit, Güte und Gerechtigkeit erheiterte ihre Seele, und sie ließ sich mit dem trostvollen Vertrauen, daß der liebe Gott ihre Unschuld bekannt werden lasse, fortführen.

Herr Herold ist in grosem Zweifel.

Die Worte des Gebethes, welche Anna mit so vieler Herzlichkeit und Zuversicht sprach, die Beruhi-

gung, welche sie in der Seele des Mädchens hervorbrachten, wirkten auch auf Herrn Herold, und er konnte sich kaum überreden, daß Anna schuldig sey, so sehr der Verdacht gegen sie war; wenigstens wünschte er, daß Anna den Diebstahl nicht begangen hätte. Frau Herold zerfloß in Thränen, sie liebte Anna herzlich, und konnte nicht begreifen, daß das ehrliche brave Mädchen auf einmahl so niederträchtig sollte gehandelt haben. Sie wollte gern Silber und Kostbarkeiten verschmerzen, wenn nur Annens Unschuld an den Tag käme.

Die Verläumder.

Kaum war Anna aus dem Hause, so beeiferten sich alle Dienstleute, die ihr abgeneigt und mißgünstig waren, besonders aber die Kindeswärterinn und der Hausknecht, ihr allerley schlimme Dinge nachzureden, um sie dem Herrn und der Frau verdächtiger zu machen. Sie erzählten von ihr, daß sie von jeher auf ihren eigenen Nutzen zu sehr gesehen, und das Zutrauen der Herrschaft zu ihrem Vortheile benützt hätte. Dieses alles wurde so einstimmig gesprochen, daß der Verdacht wegen des Diebstahls mehr Grund bekam, und Herr Herold, der Anna schon wieder zu sich, vor gepflogener strenger Untersuchung nehmen wollte, sie doch den Händen der Gerechtigkeit überließ.

Anna wird streng verhört.

Der Richter nahm Anna wiederhohlt ins Verhör; sie betheuerte nur ihre Unschuld, ohne jemand andern in Verdacht zu bringen. Der Richter hielt die-

ses bey den überzeugenden Beweisen, die man in ihrem Schranken gefunden hatte, für ein hartnäckiges Läugnen, und drohete ihr, sie des folgenden Tages hart züchtigen zu lassen, wenn sie nichts eingestände.

Diese Drohung war ein Donnerschlag für Anna. „Auch noch eine Züchtigung bey meiner Unschuld" sprach sie, als sie im Kerker allein war. „Bin ich nicht schon hart genug gezüchtiget, daß ich meines ehrlichen Nahmens beraubt bin, und als eine Verbrecherinn hier sitze? Gerechter Gott!" fuhr sie fort, „wie hab' ich es um Dich verdient, daß Du mich so hart strafest? Doch Du wirst mich nicht ganz verlassen! Du prüfest nur die Gerechten, die Dir treu sind. Errette mich o Herr! ich will mit Geduld alles leiden, wenn Du nur meine Unschuld bekannt werden läßt." So bethete das arme Mädchen, und brachte die ganze Nacht schlaflos zu, auf die der schreckliche Tag folgen sollte.

Abentheuer im Garten.

Doch die Sonne ging für sie freundlicher auf, und ihre Unschuld leuchtete so hell an diesem Morgen, wie das Licht des Tages. An Herrn Herolds Haus stieß ein sehr großer Garten. Der Gärtner war einigen muthwilligen Burschen auf der Spur, die bey der Nacht über die Gartenmauer stiegen, und ihm die Pfirsiche von den Bäumen stahlen. Er wachte diese Nacht, und legte sich unter die Hecken, um ihnen aufzulauern, und sie auf der That zu ertappen. Eben schlug es die zwölfte Stunde, und schon lange war es im Hause und in der ganzen Nachbarschaft sehr ruhig. Da schlich Jemand an das Gitter, welches den Garten von dem gro-

ßen Hofe des Hauses trennte, und öffnete die Gartenthür. Der Gärtner meinte nun, daß Jemand von den Hausleuten komme, um Obst zu stehlen, und blieb ruhig, um den Dieb auf der That zu ergreifen. Da wurde er eine Mannsperson gewahr, welche behuthsam und mit aller Umsicht an einen abgelegenen Winkel des Gartens hinschlich, wo ein großer Haufe Gartenerde hinter Hecken lag. Der Gärtner folgte diesem Menschen auf allen Vieren, damit er ihn ungesehen beobachten könnte. Dieser fing in der Erde zu wühlen an, zog einen Pack aus derselben heraus, ging mit demselben leise zur Gartenmauer, und rief mit kaum vernehmbarer Stimme, ob man außer derselben bereit stehe. Der Gärtner war nur einige Schritte von ihm hinter der Hecke verborgen, und sah nun genau, daß dieser Mensch der Hausknecht sey. Dieser wollte den Pack über die Gartenmauer werfen; aber in dem nähmlichen Augenblicke sprang der Gärtner hervor, und riß ihm denselben aus den Händen.

Der Hausknecht stand wie vom Donner gerührt da, und suchte zu entkommen. „Das wird dir kaum gelingen," sprach der Gärtner mit drohender Stimme, „ich lasse dich nicht vom Platze, du mußt mit mir zu Herrn Herold gehen!" Der Hausknecht sträubte sich, der Gärtner faßte ihn fest beym Arme, und er konnte nicht mehr entwischen.

Im Hause entsteht Lärm. Die Diebe werden festgenommen.

Herr Herold wurde geweckt, und alle im Hause wurden durch den Lärm wach. Der Pack wurde untersucht. Man fand den größten Theil des Silbers und

der Kostbarkeiten in demselben, welche Herrn Herold entwendet worden waren. Man schickte nach der Wache, und der Hausknecht wurde festgenommen.

Herr Herold ließ den Richter wecken und bitten, diesen Menschen gleich zu vernehmen, damit der Verdacht nicht länger auf Anna laste. Der Hausknecht konnte nun nicht läugnen, daß er der Dieb sey. Er gestand weiter, daß er mit Hülfe der Kindswärterinn den Diebstahl verübet, und Perlen und Ring in Annens Schrank gelegt habe, damit der Verdacht auf diese, welcher sie beyde schon lange gram waren, fiele. Er sagte weiter aus, er habe den Raub in der Erde im Garten verborgen, und ihn eben einem seinigen Vertrauten über die Gartenmauer geben wollen, damit er ihn desto sicherer verbergen könne. Die Kindeswärterinn, so wie dieser vertraute Helfer wurden in das Gefängniß geführt, und mit dem Hausknechte nach den Gesetzen bestraft.

Annens Unschuld im glänzenden Lichte.

Herr Herold und seine Frau eilten nun selbst, die gute Anna von dem Gerichte zu hohlen. Der Richter sprach feyerlich das frohe Zeugniß aus, daß Anna ganz unschuldig sey. Sie wurde wie im Triumphe nach Hause geführt. Herr und Frau Herold bathen sie mit rührenden Worten um Vergebung, daß sie nach dem Verdachte, und nicht nach ihrem vorherigen guten Betragen Annen beurtheilt hatten, und sie suchten durch unbegränztes Zutrauen und neue Wohlthaten das ihr angethane Unrecht wieder gut zu machen. Anna aber

pries Gott den Herrn, der ihre Unschuld auf eine so unerwartete Weise bekannt werden ließ.

Anna wurde von nun an wie das Kind vom Hause behandelt; sie vergalt diese Freundschaft mit Liebe und Treue. Einige Jahre darauf warb ein braver Bürger um ihre Hand, und Herr Herold stattete sie reichlich, wie seine Tochter aus.

Das Salzkammergut im Lande ob der Enns.

Das Salz ist eines der köstlichsten Geschenke der Vorsehung, welches uns nicht nur in der Küche unentbehrlich geworden, sondern auch zur Erhaltung der Gesundheit des Menschen und des Viehes unumgänglich nothwendig ist.

Es würzet die Speisen, und bewahret sie vor Fäulniß. Es erleichtert und befördert die Verdauung. Der Mangel desselben zieht allerley ansteckende Krankheiten nach sich, wie dieses oft in belagerten Städten der Fall war, wo der Salzvorrath ausgegangen ist. Dem Viehe ist das Salz sehr heilsam; es sichert dasselbe vor mancherley Krankheiten, und heilt oft gefährliche Seuchen, wie es selbst bey Menschen als ein zertheilendes, den Schleim auflösendes und abführendes Arzeneymittel gebraucht wird. Dumpfig und modrig schmeckende Brunnen pflegt man durch hinein geworfenes Salz zu verbessern.

Noch gebraucht man Salz bey dem Schmelzen der Metalle, bey Reinigung der Gläser von fremden Far-

ben, bey den Glasuren, bey dem Kochen der Seife, bey der Bereitung des Leders und bey andern chemischen Arbeiten. Salzwasser ist, wie Seifensieder-Lauge, eines der besten Mittel zur schnellen Dämpfung des Feuers.

Bey so vielfältigem Verbrauche muß der Salzbedarf sehr groß seyn, und wenn man bedenkt, daß der ärmste Mann und die geringste Haushaltung doch jährlich eine beträchtliche Menge Salz verzehrt, so muß man die Güte und Weisheit Gottes bewundern, welche in die Berge einen so unermeßlichen Schatz von Salz gelegt hat, daß er bey der immer steigenden Bevölkerung auf der Erde doch nicht erschöpft werden kann.

Salzkammergut.

Österreich, Böhmen und Mähren erhalten ihren Salzbedarf größten Theils aus dem Salzkammergute im Lande ob der Enns, und die gütige Staatsverwaltung sorgte dafür, daß die Einwohner das Salz bey allen ungünstigen Zeitverhältnissen immer zu einem mäßigen Preise erhalten haben. Das Salzkammergut ist ein durch seine Naturschönheiten sehr anziehender Strich Landes im Hausruckviertel, mit schauerlichen Gebirgen und großen Seen umschlossen und bedeckt. Es ist ein geschlossenes Gebieth zwischen dem Traun-, Otter- und St. Wolfgang-See, der Gränze gegen Salzburg und Steyermark und der Wasserscheide der Alben und Traun. Es ist eine Schweitz im Kleinen, wird daher auch gern wegen der vielen Naturschönheiten die österreichische Schweitz genannt. Es hat einen Flächeninhalt von beynahe eilf drey Viertel deutschen Geviert-Meilen, auf welchem

Raume nach den neuesten Angaben 3 Märkte, 68 Dörfer, 2448 Häuser und 16173 Bewohner sich befinden. Die Marktflecken Ischl, Hallstadt und Laufen, die Dörfer Ebensee, Langwies, Gosa, Goisern und Lambath sind die merkwürdigsten Orte. Wenig Ebenen gibt es in dem Salzkammergute. Den größten Theil desselben nehmen sehr hohe und rauhe Berge ein. Die Salzpfannen befinden sich in der Lahn bey Hallstadt, zu Ischl und zu Ebensee. Die drey Flüsse, die Traun, die Ischl und die Gosa nehmen ihren Lauf durch das Salzkammergut, und sind besonders zum Schwemmen des Holzes, von dem eine ungeheure Menge bey den Sudpfannen verbraucht wird, sehr dienlich. Auf der Traun wird auch das Salz verführt. Von den Seen sind der Hallstätter- und Gosa-See durch ihre Lage merkwürdig. An den Atter- und Traun-See gränzt das Salzkammergut, in welches man auf zwey Wegen gelangen kann: von Gmunden her zu Schiff über den Traun- oder Gmundner-See, und von der Ober-Steyermark her zu Land über den Pötschenberg auf einer gebauten Straße.

Beschäftigung der Einwohner.

Gegen 5000 Einwohner des Salzkammergutes ziehen ihren Unterhalt von den Salzbergwerken, die übrigen leben von dem Ackerbaue, der aber bey dem unfruchtbaren, steinigen Boden nur mit Mühe und geringem Erträgnisse betrieben wird. Die Viehzucht bringt größeren Gewinn, und ist auch allgemein in die-

sem gebirgigen Bezirke verbreitet. Eine Zahl Einwohner lebt auch von Handwerken und Holzarbeiten.

In den Salzgruben arbeiten 620 Bergleute, 715 Personen sind in den Sudhäusern, 2400 in den Wäldern beym Holzfällen und Holzschwemmen beschäftiget, 460 bey Verfertigung der Fässer, in welche ein Centner Salz zum Verführen verpackt wird, angestellt, und 250 Arbeiter machen die kleinen Küffel zum Salz, und eine Zahl Schiffleute verführt das Salz. Diese alle erhalten eine bestimmte Menge an Korn und Schmalz zum Brot und für ihre Küche um einen unveränderlichen Preis, und eine ausgemessene Bezahlung für ihre Arbeit. Wenn sie erkranken, leisten ihnen eigens angestellte Ärzte unentgeldliche Hülfe, und liefern ihnen die Arzney umsonst. Auch ihre Weiber und Kinder genießen diese Wohlthat, wenn sie bey dem Salzbaue Arbeiten verrichten, und gewöhnlich sind die Söhne und Töchter dieser Leute auch bey Arbeiten, welche sich auf die Salzgruben beziehen, oder in denselben angestellt.

Versorgung der Arbeiter.

So lange der Arbeiter Krankheits halber keine Dienste leisten kann, behält er die ganzen Korn- und Schmalz-Deputate, aber nur den dritten Theil des Lohnes am baren Gelde. Zeigt sich nach Verlauf eines halben Jahres, daß die Krankheit unheilbar, und der Kranke zu ferneren Dienstleistungen ganz unfähig ist, so erhält er den achten bis zehnten Theil seines vorigen Lohnes als Gnadengehalt, wozu er noch, wenn die Umstände sich verschlimmern, eine Zulage von 45 Kreu-

zern bis zwey Gulden vierteljährig erhalten kann. Hat er 40 Jahre, die er von seinem fünfzehnten Jahre an rechnen kann, gedient, so bleibt er im vollen Genusse seines Lohnes, verliert aber das Korn- und Schmalz-Deputat. Die Kinder verunglückter Salinen-Arbeiter haben Anspruch, in das zu diesem Zwecke gestiftete Waisenhaus zu Gmunden aufgenommen zu werden, in welchem zwölf Knaben gut erzogen, in der Religion, im Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, und in den ersten Grundsätzen der Meßkunst unterrichtet werden.

Bey dieser Versorgung sollte man glauben, daß die bey den Salzwerken angestellten Arbeiter in einem behaglichen Zustande sich befinden müßten. Aber ihr Loos ist im Vergleiche mit unsern Landleuten im flachen Lande gewiß nicht beneidenswerth. Zwar sind sie durch die Deputate für den nothwendigsten Bedarf gedeckt, sie haben Brot, Mehl, Schmalz, Salz; aber der übrige Lohn ist verhältnißmäßig gering. Alle, sie mögen ihr Geschäft in den Salzbergwerken, bey den Pfannen, in den Wäldern bey dem Holzfällen oder beym Verführen des Salzes haben, müssen sehr angestrengte Arbeiten verrichten, die ihre Kräfte erschöpfen, welche sie durch reichliche Nahrung und stärkende Getränke nicht ersetzen können. Gewöhnlich ist Armuth das Loos dieser Leute, und sie sind zufrieden, wenn sie nach verrichtetem schweren Tagwerke sich sättigen können. Da findet man nicht die fetten Schüsseln, die bey unsern wohlhabenden Bauern auf den Tisch kommen. Doch sind diese Leute zufrieden und gutes Muthes.

Feldbau und Viehzucht.

Jene, welche nicht von den Salzbergwerken leben, suchen dem steinigen Boden im Schweiße des Angesichtes Früchte abzugewinnen, und jeder sonnige Fleck wird dazu benützt. Die Viehzucht sagt ihnen mehr zu; denn es gibt in den Thälern viele fruchtbare Wiesen, und sie treiben die Alpenwirthschaft. Im Frühlinge, wie der Schnee von den Bergen aufthauet, und Gras und Alpenpflanzen hervor sprossen, wird das Vieh: Ochsen, Kühe, Kälber, Böcke und Ziegen auf die niederen, dann auf die höheren Bergabhänge getrieben, und verweilet dort Tag und Nacht bis in den Herbst. Eine Sennerinn (Schwaigerinn, Sendinn), oder nach der Anzahl des Viehes auch zwey und mehrere begleiten die Herden auf die Berge, und verweilen mit ihnen dort bis in das Spätjahr. Eine Hütte von Holz dient ihnen zur Wohnung. Sie enthehren in dieser Einöde aller menschlichen Gesellschaft, selten erfreuet sie ein freundschaftlicher Besuch; nur mit ihrer Herde pflegen sie Umgang, und sind auch auf die Nahrungsmittel beschränkt, welche ihnen diese geben. Die Herde ist durch einen Stall vor rauher Witterung geschützt; den Tag hindurch weidet sie, und graset die gewürzhaften und nahrhaften Alpenpflanzen ab. Butter und Käse, schmackhafter als jene, welche auf ebenen Weiden gewonnen werden, sind der Nutzen dieser Alpenwirthschaft.

Rückkehr von den Alpen.

Ein ländliches Fest gibt es, wenn das Vieh von den Alpen nach Hause getrieben wird. Die Sennerinn,

einen großen runden Hut auf dem Kopfe, der mit Sträußchen und Blumenkränzen von den herrlichen und wohlriechenden Alpenpflanzen geziert ist, führt im festtäglichen Staate die Heerde an. Muthwillig springt ein Trupp Ziegen und Böcke um sie herum. Die Rinder, mit großen, weitschallenden Glocken behangen, die Hörner vergoldet und geschmückt mit seidenen Bändern, umwunden mit Kränzen der schönsten Alpenblüthen schreiten hinter ihr im langsamen Schritte einher. Wenn die Bauern im Thale das freudige Gebrüll der Herde, den Klang der Glocken, den Jubel und Sang der Sennerinn vom Berge herab vernehmen, eilen sie freudig entgegen mit ihren Kindern. Da beschleuniget die Sennerinn ihre Schritte, um zu bewillkommen Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Freunde und Freundinnen; das Vieh folgt eiliger nach, springt den alten Bekannten in frohem Gebrumme und Geblöcke entgegen, und eilt auf die lange bekannte Hausthür zu, um in den wärmeren Stall sich zu begeben. Da streichelt die Bäurinn die Kuh, die sie schon so lange nicht gesehen hatte, und freuet sich ihres vollen Euters und ihrer runden Feiste; der Hauswirth betrachtet mit gefälligem Lächeln die heimkehrenden Ochsen, und bewundert, wie sie an Leibigkeit zugenommen haben; die munteren Jungen machen sich über die Böcke her, fangen sie bey den vergoldeten Hörnern ab, schwingen sich auf ihre Rücken, und diese stättigen Thiere, des Reiters ungewohnt, bäumen sich in die Höhe, und schütteln den Knaben ab, der vergebens wieder aufzusitzen sich bemühet. Ein herrliches, ländliches Fest, das immer neu mit jedem Jahre zurückkehrt, und immer neue Freuden bringt.

Den eigentlichen Reichthum des Salzkammergutes machen die unerschöpflichen Salzgruben bey Ischl und Hallstatt aus, welche auf Kosten des Staates betrieben werden, und eine ungemein große Ausbeute an Salz jährlich geben. Wenn man auch nicht bestimmt angeben kann, ob diese Salzwerke zu Zeiten der Römer betrieben worden sind, so weiß man doch gewiß, daß schon im Jahre 777 nach Christi Geburt Salz gewonnen wurde. Der Herzog Thassilo von Baiern stiftete in diesem Jahre das Kloster Kremsmünster, und schenkte demselben die schon bestehende Salzpfanne nahe bey dem so genannten Salzbach sammt drey Arbeitern, die dort wohnten, und Salz sotten. Gewiß wurde das Salzbergwerk schon früher bekannt; aber wie es aufgefunden worden sey, wann man angefangen habe, es zu bearbeiten, ist nicht bekannt. Leuchtet aber der unermeßliche Reichthum an Salz, der in den Eingeweiden dieser Berge verborgen liegt, nicht schon dadurch ein, daß man bestimmt schon über 1000 Jahre jährlich eine große Menge Salz gewinnt, und doch nicht abzusehen ist, daß der Vorrath je erschöpft werden könne?

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts wurden die Salinen bey Ischl schon bebauet; dieses beweiset eine Urkunde von Leopold dem Tugendhaften, Herzog von Österreich, der vom Jahre 1177 bis 1194 Österreich und späterhin auch Steyermark beherrschte.

Kaiser Albrecht I. beförderte den Bau der Salzbergwerke, und nach seinem Tode eröffnete dessen Witwe,

die Kaiserinn Elisabeth im Jahre 1308 bey ihrer Anwesenheit in Hallstatt die Salzgruben bey dieser Stadt. Sie machte im Jahre 1313 kurz vor ihrem Tode fast an alle Klöster und Spitäler des Landes sehr beträchtliche Schenkungen von dem Salze, welches zu Hallstatt aus dem Berge genommen wurde, zu dessen Bearbeitung sie auch die nöthigen Summen herschoß.

Betrieb der Salzgruben in der Vorzeit.

Von dieser Zeit an wurde der Bergbau immer eifriger betrieben, und das gewonnene Salz heißt in den Urkunden fast immer das Salz von Gmunden, selten das Salz von Ischl oder Hallstatt, sehr wahrscheinlich aus keiner anderen Ursache, als weil das Salz von diesen beyden Bergwerken in das Haupt-Magazin von Gmunden gebracht, und von dort erst in verschiedenen Richtungen verführt wurde, wie es noch heut zu Tage geschieht.

Die alten Regenten von Österreich zogen aber aus diesen Salzwerken bey weitem nicht den Nutzen, der sich ihnen bey der reichen Ausbeute darboth. Bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts führten Ausländer noch fremdes Salz nach Österreich, Mähren und Böhmen ein, während doch die Salzwerke im Salzkammergute alle diese Länder hinlänglich mit Salz hätten versehen können, wie es jetzt immer geschieht. Freylich gehörte Mähren und Böhmen damahls nicht an Österreich: aber hätte man denn das Salz nicht um eben den Preis oder um einen noch geringeren nach Mähren und in einen Theil Böhmens bringen können?

Kaiser Friedrich verboth im Jahre 1487 diesen Handel mit ausländischem Salze und die Durchfuhr, um den Absatz des inländischen Salzes zu befördern; seine Nachfolger erneuerten das Verboth, und suchten aus den Salzwerken in Österreich größeren Nutzen zu ziehen, der sich bis auf unsere Zeiten immer vermehrt hat.

Hallstätter Salzbergwerk.

Der Hallstätter Salzberg liegt nordwestlich von Hallstatt zwischen dem Kreuzberge, Singkogel und dem hohen Blasen. In zwey Stunden kann man von Hallstatt bey der Einfahrt (beym Mundloche), in das Salzwerk seyn. Der Weg dahin aber ist sehr steil, doch gut unterhalten. Es sind auf den gähesten Abhängen Staffeln eingelegt, und in gewissen Entfernungen Ruheplätze angebracht. Wer den steilen Weg scheuet, oder ohne erhitzt zu seyn, beym Mundloche ankommen will, um gleich einfahren zu können, den tragen gegen Bezahlung sechs Bergarbeiter, mit Steigeisen versehen, in einem offenen Tragsessel hinauf. Sie wechseln im Tragen, und halten gewöhnlich sechsmahl Rast. Zwey solche Ruheplätze sind gedeckt, und in einem derselben steht die Inschrift, daß Kaiser Maximilian I. den 4. Jänner 1504, als er den Salzberg zu Fuß besuchte, hier geruhet habe.

Einfahrt.

Vor dem Mundloche befindet sich das Berghaus. Hier zeigt man dem Fremden die Erdarten und Salze des Hallstätter Berges. Wer einfahren will, zieht weiße Grubenkleider an. Zwey Grubenarbeiter sind be-

reit, den Einfahrenden auf einen niedern Rollwagen in das Innere des Berges zu führen. Die Fahrt geht durch einen sechs Schuh breiten Stollen (einen schief abwärts laufenden Gang oder Canal). So weit der Berg locker, naß und mürbe ist, wird der Stollen mit Balken und Bretern getäfelt, damit er nicht einstürze. Wo aber das Gebirg an sich fest genug ist, läuft er unverschallt in demselben fort.

Wie der Stollen von den Grubenlichtern erhellt ist, sieht man schon zwischen Lagen von Thon und Gyps die Spiegelflächen des vielfarbigen Salzes hervorschimmern. Nachdem man einige hundert Schritte in diesem unterirdischen Gange, der beym Scheine der Lichter mit vielfarbigem Edelgesteine besetzt zu seyn scheint, hinabgefahren ist, wird er auf einmahl gäher, und eine in demselben angebrachte Treppe führt in die Tiefe des Bergwerkes zur Wehre hinab.

Die Wehre

ist eine in den Berg gehauene Höhle, sechs Schuh in der Höhe, von einem bald größeren bald kleineren Umfange. Sie ist die erste unmittelbare Werkstätte, um Kochsalz zu gewinnen. Der Salzstock nähmlich (die Salzlage), welche sich durch den ganzen Berg, von dem Hallstätter-See bis gegen den Blassen, in einer Ausdehnung von anderthalb Stunden hinzieht, ist selten so rein, daß man gediegenes Steinsalz in Blöcken aushauen könnte, sondern die Salzstücke sind größten Theils mit kohlenstoffhaltigem und harzigem Thone (Salzthon), mit Gyps und Erdarten vermengt. Das Salz muß von dem Salzthone geschieden werden. Dieses

geschieht, wenn es im Wasser aufgelöset, und dann niedergeschlagen wird. Wo sich nun im Salzstocke das Salz mit Salzthon vermischt befindet, werden Höhlen (Wehren) in denselben gehauen, und diese mit süßem Wasser, welches durch die Stollen in hölzernen Röhren hineingeleitet wird, bis oben an die Decke angefüllt. Das Salz rund herum in der Höhle löset sich im Wasser auf, und bleibt in der Auflösung, während die erdigen Theile zu Boden sinken. Dieses im Wasser aufgelöste Salz heißt Sohle. Ein Centner solcher Sohle (Sulz) hält alsdann im Durchschnitte 26¾ Pfund Salz. Wenn sich in der Wehre alle fremden Theile zu Boden gesetzt haben, und die Sohle völlig klar geworden ist, so wird sie durch Röhren, die aus der Wehre in einem viereckigen mit Thon beschlagenen Ablaßkasten in den unteren Berg laufen, in einen großen Behälter, der Ablaßtrog genannt, gelassen, aus diesem wieder in Röhren zu den größeren Sohlenbehältnissen (Sulzstuben) geführt, und von diesen in das Hallstadter Sudhaus in der Lahn, mehrentheils aber einige Stunden weit in die Sudhäuser nach Ischl und Ebensee zu den Pfannen geleitet, wo die Sohle gesotten wird, das Salz sich zu Boden setzt, und auf diese Art rein gewonnen wird.

Inhalt der Wehren.

Die abgelassene Wehre wird von der Erde und den fremden Theilen gereiniget, und dann wieder mit süßem Wasser angefüllt. Das Wasser nimmt immer von den Wänden der Wehre in der Höhe, Weite und Tiefe weg, daher wird die Wehre, je öfter sie mit Wasser angelassen wird, auch desto größer im inneren Raume. Es

befindet sich da eine Wehre, welche 50,000 Eimer Wasser faßt. Eine andere, die Leitgeb-Wehre im Katharina-Theresia-Baue, hält über 60,000 Eimer. Wenn die Wehren durch oftmahliges Anlassen zu weit werden, und sich der nächstgelegenen durch ihre Ausdehnung so sehr nähern, daß ein Durchbruch zu derselben zu befürchten ist, so werden sie durch Verdämmung von dem Einsturze und Durchbruche bewahrt, oder ganz aufgelassen.

In dem Hallstätter Salzberge werden auf die oben beschriebene Art 2,000,000 Eimer Sohle gewonnen, wovon der größte Theil in Röhren bis Ischl und Ebensee geleitet und dort versotten wird. Bequemer wäre es, diese Menge Sohle in Hallstatt selbst zu versieden; aber das Brennholz in der Nähe ist nicht hinreichend, um so viele Sudpfannen zu unterhalten.

Steinsalz

wird nur an 3,000 Centner jährlich in dem Hallstätter Bergwerke gehauen. Es ist gewöhnlich dunkel rauh- und perlgrau, bisweilen auch fleischfarb und zinnoberroth. Auch himmelblaues Salz in großen reinen Stücken findet man hier, welches eine Seltenheit ist, die man nur im Hallstätter Berge antrifft.

Der Ischler Salzberg.

Der Ischler Salzberg ist überaus angenehm durch seine abwechselnden Ansichten und durch die Menge der Bergwässer, die hier sprudeln. Er hängt mit dem reichen Salzberge in Aussee in der Steyermark zusammen. Er ist zwar minder reich, aber sein Bau ist

auch weniger der Gefahr des Einsturzes ausgesetzt, und der Bau minder schwierig als der vom Hallstätter und Außeer Salzberge. Die Sohle, welche hier in der Wehre gewonnen wird, ist stark mit erdigen Salzen, vorzüglich mit Bittersalz vermischt; daher sie auch in den Sudhäusern mit der reinen Hallstätter Sohle vermischt, und dann erst gesotten wird, und zwar so, daß man bey drey Theilen Hallstätter Sohle nur einen Theil Ischler Sohle nimmt. Steinsalz wird hier wenig, beyläufig nur für die Pferde der Fuhrleute, welche durch Ischl gehen, gehauen; denn das Salz ist zu unrein, als daß man es in Blöcken gewinnen könnte. Doch werden in diesem Salzberge jährlich 600,000 Eimer Sohle erzeugt. Ein Theil wird in Ischl selbst versotten, ein Theil zum Versieden nach Ebensee geleitet.

Man hat hier eine eigene Einrichtung, das Salz zu waschen, welches bey der Arbeit unrein geworden ist. Es wird ein Trog mit Sohle angelassen, das schmutzige Salz hinein gegeben, und so lange darin herum gefegt, bis sich alles aufgelöset hat. Dann führt man die rußige Sohle in die Salzstube, läßt sie abklären, und versiedet sie dann in der Pfanne, wo das Salz ganz rein heraus kommt.

Sudhäuser.

Die Sohle, welche durch Röhren in die Sudhäuser geleitet wird, fängt man dort in großen Behältern (Salzstuben), auf. Von da wird sie in bedeckte Wärmpfannen, welche ihre Wärme von dem Feuer und Rauch unter den Sudpfannen erhalten, geleitet, und

hier durch Abdampfen zum Sude vorbereitet. Von da kommt die Sohle in die Sudpfanne.

Eine Sudpfanne faßt 1500 Eimer Sohle, und hat nicht weniger als dreyßig Klafter im Umfange. Sie ist aus 20 Zoll langen, $10\frac{1}{2}$ Zoll breiten, höchstens 3 Linien dicken Platten von Eisenblech, von denen eine im Durchschnitte 10 Pfund wiegt, zusammen gesetzt. Die Ränder dieser Platten werden durchlöchert, übereinander gelegt, und mit großköpfigen eisernen Nägeln zusammen geniethet. Dadurch ist der Boden der Pfanne uneben, und läßt Wasser durch. Diesem wird dadurch abgeholfen, daß, wenn die Pfanne zusammen gerichtet und aufgestellet ist, der Boden mit Kalkbrot, das ist, mit einer Mischung von Kalk, Werk und Salzwasser ganz überzogen, und dadurch so wasserdicht gemacht wird, daß er die Sohle nicht durchläßt.

Diese ungeheure Pfanne steht auf 244 Pfeilern, die drey Schuh hoch sind, und in gleicher Entfernung von einander unter derselben auf allen Seiten hinlaufen. Nur der vordere Theil, unter welchem der Feuerheerd, (Ofen), ist, wird nicht gestützt, sondern auf dieser Seite wird die Pfanne vom Dachboden herab durch dicke eiserne Haken fest gehalten. Im Ofen wird auf den Rost, unter welchem sich der Aschenheerd befindet, das zum Heitzen erforderliche Holz gelegt. Die Luft zieht mit einer großen Gewalt durch den Ofen, und treibt die Flamme zwischen den Reihen der Pfeiler unter der ganzen Pfanne weg gegen die Schorsteine, durch welche der Rauch abgeführt wird.

Wie das Salz aus der Pfanne gewonnen wird.

Wenn die Sohle erhitzt ist, setzt sich das Salz zu Boden (schlägt nieder). Da ziehen es die Arbeiter mit langen hölzernen Krücken an den Rand der Pfanne, fassen es heraus, und stoßen es in hölzerne Formen. So ein Salzfuder wiegt im nassen Zustande bey 200 Pfund, und diese überschwere Last trägt ein Arbeiter von der Pfanne weg in den Dörr-Ofen, wo das Salz bey offenem Feuer vollends getrocknet wird. Ein Fuder getrocknetes Salz ist bey 125 Pfund schwer. Die trocknen Fuder werden 3 bis 400 Centner auf ein offenes Schiff geladen, und nach Gmunden geführt, wo sie verpackt und weiter in die Salzlegstätten versendet werden.

Das Salzwasser, welches bey dem Herausnehmen des Salzes aus der großen Pfanne abtropft, läuft in einem tiefer liegenden Behältnisse zusammen, und wird in der Folge wieder auf die Pfanne gebracht und versotten. Man siedet zwey bis fünf Wochen ununterbrochen in einer Pfanne fort, wodurch Brennstoff erspart wird, welcher bey dem öfteren Abkühlen und Erwärmen der Pfanne verloren ginge.

Salzpfannen in Ebensee.

Zu Ebensee oder in der Langbath wird die Salzsiederey am stärksten betrieben, wenn auch in dieser Gegend kein Bergbau ist, und daher auch keine Sohle gewonnen wird. Die Sohle kommt in Röhren von Hallstatt und Ischl hierher, wird in Salzstuben von mehr als hundert Eimern gesammelt, und vor dem

Sude gemischt, so daß auf drey Theile Hallstätter nur ein Theil Ischler Sohle genommen wird. Es sind hier zwey Salzpfannen, von denen jede 1800 Eimer Sohle faßt. Sie sind auf oben beschriebene Art eingerichtet. Auch ist eine neue Pfanne von 600 Eimern Gehalt hier. Diese von Österreichs berühmtestem Hallurgen, dem k. k. Salz-Ober-Amtmanne, Hofrath Lenoble, erfundene Art Pfannen, die man auch Tiroler-Pfannen nennt, bestehen aus 23½ Zoll langen, eben so breiten, etwas über 3 Linien dicken, gewöhnlich 42 Pfund schweren Blechplatten, welche an den vier Rändern abwärts gebogen, und an den Umbügen fest zusammen geschraubt sind. Diese Umbüge sind gegen den Feuerheerd gekehrt, daher ist der innere Boden der Pfanne eben, wasserdicht, und darf daher auch nur in den Fugen mit Kalkbrot bestrichen werden.

Diese Art Pfannen sind viel wirthschaftlicher als die alten. Der Boden der neuen Pfannen brennt nicht so leicht durch, weil er mehr unmittelbar von der Sohle bespühlt wird; die Sohle wird eben deßwegen auch schneller und gleichförmiger erwärmt, weil die Hitze gerade auf sie wirkt, ohne durch das dichte Kalkbrot der alten Pfannen gehindert zu werden. Das Salz kann auch reiner und mit weniger Mühe aus der Pfanne heraus gefaßt werden, weil der Boden keine Unebenheiten hat.

Die Feuerung geschieht in der Mitte, nicht wie bey den alten am Ende der Pfanne; die Hitze zieht daher gleichförmiger nach allen Richtungen. Bey den alten Pfannen werden Feuer und Rauch zwar von der Sudpfanne zu den Wärmepfannen, welche die Sohle zum Abdampfen vorbereiten, geleitet; dann aber gleich durch

den Schorstein weggeführt. Bey den neuen Pfannen geht die Hitze, ehe man den Rauch wegführt, erst von den Wärmepfannen zu den Gewölben, in welchen das Salz gedörrt wird. Der Wärmestoff von den Sudpfannen wird daher zu einer neuen Vorrichtung verwendet, welche bey den alten Pfannen eine eigene Heitzung erfordert. Hieraus ersieht man den Vortheil, den die neuen Pfannen vor den alten haben.

Salzgewinn.

In den drey Pfannen wurden in den letzten Jahren bis 448,000 Centner Salz jährlich gesotten, und man darf im Durchschnitte auf ein Jahr immer 430,000 Centner Salz annehmen, welche hier gewonnen werden. In Hallstatt beträgt die Salzerzeugung nebst den 3000 Centnern Steinsalz jährlich 120 bis 140 tausend Centner Kochsalz, und man würde noch mehr sieden können, wenn man den Bedarf an Holz nicht in Berechnung ziehen müßte, der zu früh erschöpft würde, wenn man das Salzsieden noch höher triebe. In Ischl erzeugt man auf den zwey Pfannen alter Art jährlich an 200,000 Centner Kochsalz. Jeden Arbeitstag werden im Durchschnitte 2,400 Eimer Sohle versotten, von welcher 800 Centner Kochsalz niederschlagen. Man kann annehmen, daß jetzt im Salzkammergute jährlich 2,350,000 Eimer Sohle versotten werden, und daraus bey 782,500 Centner Salz gewonnen wird, welches in Füderln oder Stöcken ohne Holzbekleidung zu 22 bis 31 Pfund, theils in Fässern oder Fudern zu 102 Pfund, theils auch in hölzernen Küfeln zu 12½ Pfund gepackt, und auf der

Traun abwärts verschifft, und von Gmunden auch auf der Eisenbahn weiter verführt wird.

Holzbedarf.

Man muß erstaunen über die Menge Holz, welche jährlich in den Bergwerken, in den Sudhäusern, zur Verpackung des Salzes und von den Arbeitsleuten zum Haushalt verbraucht wird, und das Salz in den Eingeweiden der Berge würde uns von keinem Nutzen seyn, wenn in der Gegend, wo der Salzstock liegt, Mangel an Holz wäre. Aber die göttliche Vorsehung hat es so eingerichtet, daß eben die Berge, die Salz in sich enthalten, und ihre Umgebungen reichlich mit Holz bewachsen sind. Des Salzkammergutes größter Reichthum ist nach dem Salze der Überfluß an Holz, der selbst durch den großen Verbrauch nicht erschöpft werden kann.

Holzverbrauch in Hallstatt.

Von dem Erfordernisse an Brennholz will ich eine kleine Übersicht geben. Daß sehr viel Bauholz in den Salzgruben zur Austäflung und Stützung der Stollen und Schachte verbraucht wird, ist ohnehin einleuchtend. In Hallstatt werden, wie oben gesagt worden ist, jährlich 120 bis 140 tausend Centner Salz versotten. Um 44 bis 46 Centner Kochsalz zu gewinnen, sind zu der Feuerung $2\frac{1}{2}$ Klafter Brennholz erforderlich. In eine runde Zahl gebracht, werden zu 140,000 Centner bey 8000 Klafter Brennholz jährlich verbraucht. Hierzu kommt noch das erforderliche Bauholz, und was gesetzmäßig an die Beamten und Arbeiter abgegeben wird, und so bringt man den jährlichen Holzverbrauch auf 14,500

Klafter. Dazu hat das Verwesamt des Hallstätter Bergwerkes 36,700 Joch Wald angewiesen; dessen ungeachtet muß es sparsam mit dem Holze umgehen, und darf die Salzerzeugung nicht höher treiben, damit in der Zukunft nicht Mangel an Holz eintrete.

Holzverbrauch in Ischl.

In Ischl werden auf den zwey Pfannen jährlich an 200,000 Centner Kochsalz gesotten. Zu 800 Centnern, die an jedem Arbeitstage gewonnen werden, sind 45 Klafter Holz erforderlich; so werden zum Sieden von 200,000 Centnern 11250 Klafter verbraucht. Rechnet man das Bauholz und die Deputate für die Beamten und Arbeiter dazu, so steigt der Holzbedarf für die Salzgruben und Sudpfannen von Ischl an 18,000.

Holzverbrauch in Ebensee.

Nimmt man den nähmlichen Maßstab für die Sudpfannen von Ebensee an, so werden, (weil die Tiroler-Pfanne weniger Feuerung erfordert), zum Versieden von 430,000 Centnern Kochsalz wenigstens 17,300 Klafter Brennholz verwendet, welche mit Bauholz und Deputate auf 26,500 Klafter steigen, so daß der Holzbedarf überhaupt für die ganze Salzerzeugung auf 59,000 Klafter Holz sich beläuft, welches alles in dem Bezirke des Salzkammergutes gefället wird.

Salzverpackung.

Hierzu kommt noch die Menge Holz, welche zu Fäßern und Küffeln zum Verpacken des Salzes in Gmunden verbraucht wird. Die großen Salzfuder,

wie sie nach Gmunden von den Dörr-Öfen kommen, werden zerstossen, und mit dem losen reinen Salze der neuen Pfanne vermengt und verpackt. Das feine Salz würde beym Verführen zu viel verlieren, wenn es nicht mit dem gröberen vermischt würde.

Das Salz, welches für Böhmen bestimmt ist, wird in Fäßer (Centnerfaßel), wovon jedes 102 Pfund wiegt, gegeben. Für den südlichen und westlichen Theil von Mähren wird es in kleine Kuffen (Küfferl) gepackt, von denen jedes nur 12½ Pfund faßt. Österreich ob und unter der Enns mit Inbegriff der Haupt- und Residenz-Stadt Wien erhält das Salz größten Theils in Stöcken (Füderln).

Die Dauben und Reife zu den Fäßern und Küffeln werden in der Säge-Mühle zu Gosau, zu Ebensee und in der Aurach verfertiget, in Gmunden aber mit einer sehenswürdigen Genauigkeit und Geschwindigkeit zusammen gesetzt. In der Aurach ist ein Holzaufzug, durch welchen jährlich über 12,000 Klafter Holz aus der Tiefe zu den Säge-Mühlen befördert werden. Es wird entweder zu Schiffbauholz geschnitten, oder als Kleitzholz zu Fäßern und Küffeln verwendet.

Kleitzholz.

Die reinsten Klötze nähmlich, welche keine Äste haben, werden zu Spangen und Falzdauben für die Fäßer und zu dünnen Spänen für die Küffel gespalten. Der Kleitzbock wird nach der Richtung der Fasern im Holze gerade aufgestellt. Ein Arbeiter setzt die Kleitzhacke darauf, und ein anderer schlägt mit einem hölzernen Schlögel darauf, treibt sie hinein, und spaltet den Klotz auf diese

Art in Spangen, Dauben und Späne. Diese so gespaltenen Stücke werden dann mit Reifmessern und Hacken völlig zugerichtet, und nach Gmunden verschickt.

Dort werden jährlich 450 bis 500,000 Centner-Fäßer, und mehr als 420,000 Küffel verfertiget, in welchen letzteren 50 bis 60,000 Centner Salz verpackt werden. Für Fäßer und Küffel darf man den jährlichen Holzbedarf auf 7000 Klafter annehmen.

Holzriesen.

Alles das Holz, welches man im Salzkammergute so wohl zum Baue, zur Heitzung, zum Verpacken und zum Haushalte verbraucht, wird nicht etwa in der Nähe, sondern auf den unwegsamsten Gebirgen, in den entferntesten Wäldern gefället, und muß dahin geschaffet werden, wo es erforderlich ist. Das ist eine mühsame und gefährliche Arbeit, welche durch Menschenhände und Zugvieh allein nicht verrichtet werden kann. Da hat die Natur durch die Flüsse und reißenden Gießbäche ein Mittel dargebothen, welches der Mensch zu seinem Vortheile zu benützen weiß.

Wo die Wälder und Berge noch etwas gangbar sind, wird das gefällte Holz in langen Stämmen auf eigens angelegten Schleppwegen vom Schlage zu dem nächsten Bache durch Ochsen gezogen. Aber die großen Klüfte und die steilen und steinigen Abhänge der Hochgebirge machen es oft unmöglich, die Baumstämme auf diesen Wegen zum Schwemmbache zu schleppen. Man legt daher von dem Holzschlage auf dem hohen Gebirge bis ins Thal zum Bache Riesen an, in welchen die Baumstämme der Länge nach über den ganzen Berg in einem

gemäßigten Abfalle hinab gleiten. Es wird aus abgeschälten langen Baumstämmen über den ganzen steilen Berg hinab eine Rinne gebildet, in dieselbe werden die neu gefällten Stämme gelegt, damit sie durch ihre eigene Schwere über die steilen Abhänge hinab getrieben werden. Die Rinne ist so gebildet: zwey Blöcke, die sehr glatt sind, liegen neben einander, und zwey etwas höher zu beyden Seiten; wo der Abfall größer ist, sind über diese noch zwey andere befestiget, um das Ausspringen der hinab gleitenden Baumstämme zu verhindern.

Abfall der Riesen.

Von dem Holzschlage zu diesen Riesen führt ein Schleppweg; oft sind die Riesen am Holzschlage selbst angelegt. Anfangs führen sie in einem sanften Abfalle über kleine Unebenheiten und Klüfte weg; oft müssen sie, wenn der Berg zu gäh ist, in großen Umwegen angelegt werden, damit nicht die Baumstämme zu schnell herab rollen. Manchmahl muß die Riese unterbrochen werden, weil zu große Felsen und Klüfte im Wege stehen. Das Holz wird dann aufgeschichtet, und nach einer zweyten Riese in einiger Entfernung gebracht, welche an einem minder gefährlichen Orte angelegt ist. In derselben rollt es bis an den Ort seiner Bestimmung. Die letzte Riese am Schwemmbache im Thale ist bey ihrem Ausgange etwas aufwärts gebogen, damit das herabrollende Holz im Laufe gehemmt, und wie bey dem Wurfe in einem Bogen von oben herab in den Tümpel des Baches geschleudert werde.

Arbeit der Holzknechte bey den Riesen.

Das Einlegen in die Riesen geschieht auf den Ruf des Holzmeisters, wenn alles vorgerichtet ist, daß das Werk schnell von Statten gehe. Ein Theil der Holzknechte faßt die Blöcke mit Beilen, zieht sie zur Riese, legt sie einzeln der Länge nach ein, und läßt ihnen ihren Lauf, der durch den Druck ihrer eigenen Schwere, die hinten ist, immer mehr beschleuniget wird. Andere Holzknechte sind unter Weges neben den Riesen angestellt, um nachzuhelfen, wo sich ein Block fängt oder ausspringt. Diese haben ein sehr gefährliches Geschäft: denn während sie einem Blocke forthelfen, kommt oft ein zweyter und dritter nach, wodurch es leicht geschehen kann, daß ein Block, wenn er Widerstand findet, schnell aus der Riese springt, und den Arbeiter beschädiget. Hat die Riese irgendwo nicht genug Abfall, und ist Wasser bey der Hand, so muß sie der Arbeiter benetzen.

Holzrechen.

Der Schwemmbach, in welchen die Blöcke hinein springen, ist mit einer Klause verschlossen, welche das große Wasser zurück hält. Ist die gehörige Anzahl Blöcke in diesem angeschwellten Wasser, so wird die Klause geöffnet. Da wälzen sich wüthend die tosenden Fluthen in dem steinigen Beete des Baches fort, reißen die ungeheuren Baumstämme brausend mit sich, und treiben sie in wildem Getöse gegen den Rechen hin, der sie aufhält, das Wasser aber durchläßt. Hat sich dieses verlaufen, so werden die Blöcke aus dem

Beete des Baches ans Ufer gezogen, aufgeschichtet, und an den Ort ihres Verbrauches hingefördert.

Schwemme im Gosabache.

Das Holz, welches man auf diese Art im Gosa-Bache schwemmt, wird zwischen demselben und dem Hallstätter-See auf einem eigenen Holzplatze aufgestellt und getrocknet. Dann wird es wieder in den See geworfen, und auf eine eigene Art auf demselben bis an die Lahn bey Hallstatt geführt.

Alle Blöcke, die in dem See liegen, werden von langen Blöcken umfangen; diese werden zusammen geklammert, so daß sie einen Kreis um den Haufen der schwimmenden Blöcke bilden, und sie zusammen halten. An zwey Seiten dieses Kreises sind starke Seile befestiget, und diese werden durch zwey zusammen hängende Schiffe fort bis ans entfernte Ufer gezogen, wo das Holz aus dem See aufgefangen, getrocknet und an den Ort des Verbrauches abgeführt wird.

Gmunden.

Alles Salz, welches man im Salzkammergute gewinnt, wird von Gmunden aus weiter verführt. Gmunden gehört zwar nicht mehr zum Salzkammergute; aber es befindet sich hier das Salz-Oberamt und einige Anstalten, die unmittelbar mit dem Salzwesen in Verbindung stehen: nähmlich die Schiffswerfte und das Salz-Handelamt. Es werden zwar zu Hallstatt, Ischel und Ebensee auch Schiffe erbauet, auf welchen das Salz verführt wird; aber in Gmunden ist die Schiffswerfte in größerer Betriebsamkeit. Hier wer-

den die Reife zu den Fäßern und Küffeln gemacht, und wie schon oben gesagt worden ist, diese Behältnisse zum Verpacken des Salzes zusammen gesetzt.

Gmunden ist ein lebhaftes, reinliches Städtchen, welches so dicht an den Gmundner-See hingebauet ist, daß der Stadtplatz von seinen Wogen bespühlt wird, und besteht aus der Stadt und sechs Vorstädten, hat 437 Häuser und 3300 Einwohner. Das Salz-Oberamt, welches hier seinen Sitz hat, ist die unmittelbare Oberbehörde aller Salinen-Verwaltungen im Salzkammergute. Es besteht aus dem Ober-Amtmanne mit dem Charakter eines k. k. Hofrathes, und aus fünf Oberamts-Räthen, von denen der erste das Berg- und Hüttenwesen, der zweyte das Waldwesen, der dritte die Verpackung und Verführung des Salzes, der vierte das Rechnungs- und Casse-Wesen, und der fünfte die politischen zu den genannten Kunst- und Verwaltungs-Wesen nicht gehörigen Geschäfte leitet. Das Oberamt steht in Ansehung der Kunstfächer, des Waldwesens und der Salzerzeugung unter der k. k. Hofkammer in Münz- und Bergwesen zu Wien; in Ansehung der Salz-Verführung und des Verschleißes unter der k. k. Hofkammer-Finanz- und Commerz-Hofstelle; in Ansehung der politischen Verwaltung unter dem k. k. Kreisamte zu Steyer.

Salzkuhr.

Das Salz wurde ehemahls bis zum Jahre 1836 von Gmunden auf der Traun bis in die Donau, und von da weiter auf großen Schiffen verführt. Jetzt geschieht die Verführung des Salzes auch auf der Ei-

senbahn, welche sich von Gmunden nach Linz, und von da bis Budweis zieht. Die Wasserfahrt auf der Traun ist sehr interessant, bey welcher immer neue Naturschönheiten dem Auge sich darstellen. Mit einer Salzfuhr kann man von Gmunden in vier Tagen in Wien seyn. Man muß sich aber die besondere Erlaubniß von dem k. k. Salz-Oberamte bewirken, wenn man in einem k. k. Salzschiffe fahren will. Frauenvolk wird nicht aufgenommen, damit, wie man sagt, die Schiffer sich nicht verplaudern, und in den gefährlichen Gegenden über der Ängstlichkeit und dem Gewinsel der furchtsamen Weiber nicht die Geistesgegenwart verlieren.

Die Schiffe werden im Gmundner-See beladen. Eine Klause schwellt das Wasser, damit es mit desto größerer Heftigkeit in den Traun-Fluß dringe, und denselben zur fahrbaren Höhe anschwelle. Wird nun das Klausenthor geöffnet, so stürzen die Fluthen schäumend in die Traun; die Schiffer rüsten sich zur Abfahrt, und alles macht sich reisefertig.

Gefährliche Traunfahrt.

Da dreht sich das tief beladene Schiff schwer und langsam vom Ufer des ruhigen Sees. Wie es näher kommt zum Klausenthore, da wird es vom Wasser gezogen, welches brausend durch das Thor strömt; das Schiff wird ergriffen, und fliegt mit Pfeilesschnelle hinab über die abschüssigen Wehren, während die schäumenden Wogen vorn in den Schiffsschnabel schlagen, wie es hinabstürzt, und den Hintertheil bedecken, wenn es hinab geflogen ist. Der Reisende erblaßt bey dieser schauerlichen Durchfahrt, aber er muß sich daran ge-

wöhnen; denn in vier Stunden muß das Schiff vierzehnmahl über schief liegende Wehren im Traun-Flusse hinabfahren, wo der Schnabel des Schiffes in die brausende Tiefe durch schäumende Wogen hinabstürzt, das Schiff selbst im Hinabgleiten in der Mitte zu brechen scheint, und der Hintertheil in den Schwall hinein schlägt, daß die Wogen weit umher spritzen.

Oft ist das Ufer mit losen Balken beschlagen, die das Schiff, welches hart daran anfahren muß, wieder in den Strom zurück hinaus werfen. Der Schiffer steuert gerade darauf hin, als wolle er das Beschläge mit dem Schnabel des Schiffes durchrennen. Man fürchtet, daß der Schnabel des Schiffes in Trümmer gehe. Da wirft die Gewalt des Stromes, die hinten indessen das Steuerruder ergriff, so mächtig das ganze Schiff der Länge nach an das Beschläge hin, daß man sich fast an seinen Nachbarn halten muß, um nicht zu Boden geworfen zu werden. Da krachen die Wände des Schiffes, als berstete alles in Trümmer; da rüttelt es die Centnerschweren Salzstöcke und Fäßer im Schiffe, wie Bohnen im Siebe, und alles dieses läuft mit der blossen Furcht ab, welche die Schiffer, die oft diese Fahrt machen, nicht mehr kennen. Äußerst selten ereignet sich dabey ein Unglück.

Der Traun-Fall.

Die merkwürdigste Erscheinung auf dieser Wasserfahrt ist der Traun-Fall. Der Fluß stürzt sich sechs Klafter tief über zerschellte Klippen hinab. Die Wogen zerstieben im Wassernebel, in welchen gaukelnde Regenbogen sich bilden. Weißer Schaum, in welchen der reißende

Strom bey seinem mächtigen Sturze zerrinnt, bedeckt die Tiefe des Abgrundes, in den er mit wildem Getöse sich hinab wirft, und der alles verschlingt, was sich der Strömung nähert. Wird ein Schiff dahin gezogen, so ist es ohne Rettung verloren.

Wie weichen nun die Schiffer der drohenden Gefahr aus? Vor dem Wasserfalle hat man mit ungeheurer Mühe und vielen Kosten einen Theil des Flußbeetes gegen das linke Ufer ausgesprengt, es durch einen Steindamm von dem tosenden Wasser geschieden, und dadurch einen künstlichen Canal gebildet, der in seiner ganzen Länge 204 Klafter beträgt, und bis zu seiner Ausmündung in die Traun unterhalb dem Wasserfalle einen senkrechten Fall von 8 Klaftern 2 Schuhen hat. Durch diesen Canal gehen die Schiffe, und weichen dadurch dem gefährlichen Wasserfalle aus, der sie verschlingen würde. Das Einlenken in den Canal erfordert viel Vorsicht und Übung, um nicht von der reißenden Strömung des Wasserfalles angezogen zu werden und zu verunglücken. Die Schiffe gehen pfeilschnell durch den Canal; ein leicht beladenes gleitet in 57 Secunden, ein schwer beladenes in 60 Secunden den Canal herab. Wäre er am Boden nicht mit Querhölzern gepolstert, und würde nicht beym Hinabfahren das Wasser in so geringer Menge eingelassen, daß die Schiffe sich an denselben streiften, und in ihrem Laufe dadurch gehemmt würden, so wäre kein Steuermann im Stande, sie bey der Ausmündung des Canals nach den Krümmungen des Stromes zu lenken, weil die Schiffe in unglaublicher Geschwindigkeit hinab stürzen würden.

Wenn die Schiffe zurück, Stromaufwärts gehen, wird die Klause an dem Anfange des Canals geschlossen. Zwey Schiffe spannen immer einander vor, so daß ein Schiff mit fünf Pferden bespannt ist. Aber durch den Canal ist die Gewalt des Wassers zu reißend, als daß Pferde etwas gegen dieselbe vermögen könnten. Die Schiffe werden über den Canal hinauf gewunden. Die Winde steht in einem eigenen Gebäude am linken Traun-Ufer. Erst oberhalb des wilden Falles werden wieder Pferde angespannt. Diese Schiffe, welche Stromabwärts Salz führten, laden zur Rückfracht gewöhnlich Getreide aus den kornreichen Gegenden für das Salzkammergut, welches bey weitem nicht den Bedarf an Feldfrüchten erzeugt.

Salzlegstätten.

Die Salzschiffe führen das Salz bis Stadel. Dort landen sie an, und werden umgeladen, daß sie für die äußere Traun leichter werden, welche seichter, aber auch minder reißend ist. Nun geht die Fahrt auf der Traun fort, bey Wels, Ebersberg vorbey bis Zeiselau, wo der Stappelplatz der Salzschiffe ist. Die weitere Verführung des Salzes geschieht auf der Donau.

Hallstatt.

Wir wollen jetzt die merkwürdigsten Orte im Salzkammergute näher kennen lernen. So sonderbar, wie Hallstatt, ist nicht leicht ein Ort gelegen. Die Häuser stehen am Abhange des Berges auf einem kurzen schmalen Streife, der sich unsicher zwischen dem

Hallstätter-See und dem steilen und unbewohnbaren Gebirge hinzieht, wie angeklebt, und ein kleiner Erdstoß scheint hinlänglich zu seyn, den ganzen Markt in die Fluthen des Sees zu begraben, der keine andere Verbindung mit der Welt als über den See oder auf schmalen, zum Theile höchst beschwerlichen Fuß- oder Saumwegen über den Berg hat. Hallstatt hat 164 Häuser und bey tausend Einwohner.

In die Häuser geht man von der Straße nicht hinein, sondern hinab; denn die Erdgeschoße der rückwärtigen Häuserreihe stehen mit den Dächern der vorderen in gleicher Höhe. Viele Häuser haben einen doppelten Eingang: von der untern Gasse durch das Erdgeschoß, von der obern durch den Dachboden zu den Wohnstuben. Staffelweise vom See bis an die steile Bergwand erheben sich überall, wo dem Wasser oder dem Felsen ein Fleckchen Boden abzugewinnen war, Häuser oder Gartenbeete. Die Häuser haben zwar wenig Umfang; aber sie sind reinlich und fleißig erhalten. Durch Faschinenbau hat man sie vor dem eindringenden Wasser, durch Mauern vor dem rollenden Gesteine zu bewahren gesucht.

Ischl

ist der lebhafteste Ort im Salzkammergute. Er liegt in einer ungemein schönen Gegend an den beyden Ufern der Traun, und Ischl zählt 245 Häuser und 1750 Einwohner. In dem Mittelpunkte der Thäler, welche sich wie Strahlen eines Kreises von ihm aus an den Traun-Hallstätter-Alber- und Atter-See ziehen, ragt dieser artige Markt hervor. Drey gut erhaltene

Straßen und ein schiffbarer Fluß setzen ihn mit der übrigen Welt in eine leichte Verbindung. Freundliche, zum Theile stattliche Häuser in bunten Reihen, ringsum üppige Wiesen von reichen Gewässern durchschnitten, und kleine Hügel am Fuße hoher, theils kahler, theils freundlich bewachsener Berge, das sind die Bestandtheile des Gemähldes, welches dieser schöne Markt mit seinen Umgebungen darstellt. Im Jahre 1822 wurde hier ein Salz-Sohlenbad errichtet, welches sehr viele Cur-Gäste in der schönen Jahrszeit hierher zieht. Neue Gebäude zur Aufnahme derselben sind seither entstanden, und die Umgebungen des ungemein lieblich gelegenen Marktes sind viel verschönert worden. Es wurden bequeme Geh- und Fahrtwege zu den durch Naturschönheiten ausgezeichnetsten Plätzen errichtet, auf denselben schöne Aussichten eröffnet, und durch eigene Benennungen bezeichnet, ein Theater und andere Unterhaltungsörter eröffnet.

Goisern.

ist ein Dorf mit 1300 katholischen und 2000 protestantischen Einwohnern, und in einem gut bebaueten Thale gelegen. Die Einwohner leben theils von den Arbeiten bey den k. k. Salzwerken, theils von dem Ertrage ihrer Landwirthschaften, theils von der Verfertigung der Messerbestecke, theils vom Handel. Auch sammeln einige in hiesiger Gegend vielerley Wurzeln und Kräuter, die in die Apotheken bis nach Wien verhandelt werden.

Lobenswürdig ist die Duldsamkeit der Einwohner von Goisern. Die Verschiedenheit der Religionsmeinung hat gar keinen Einfluß auf den bürgerlicheu Ver-

kehr. Katholiken und Protestanten leben friedlich und still mit einander bey Geschäften und im Handel; da hört man nichts von Gehäßigkeit oder Verfolgung: jeder sucht sich dem andern gefällig und hülfreich zu erzeigen.

Das Dorf Gosau.

dehnt sich in einem langen Thale fast eine Stunde weit aus, und zählt 1253 Einwohner in 187 Häusern, die mehrentheils von Holz erbauet sind. Der Gosa-Bach, dem von allen Seiten noch reissendere Waldbäche zuströmen, durchschneidet das Thal, setzt es aber bey Regengüssen auch oft unter Wasser. Der Fleiß der Einwohner sucht durch Dämme diese Verheerungen weniger verderblich zu machen, und zieht von dem Boden den möglichst großen Nutzen, nicht so viel durch Ackerbau als durch Viehzucht. Wegen der Kürze des Sommers in dieser Gebirgsgegend können nur etwas Getreide und Hülsenfrüchte, Kraut, Erdäpfel, Hanf, und Flachs nur zum eigenen Bedarfe, gewonnen werden. Dagegen ist die Viehzucht ausgebreiteter und ihr Ertrag sicherer. Man zählt 122 Pferde, 550 Stück Ochsen und Kühe und 655 Schafe in diesem Thale, womit auch jährlich viel Handel getrieben wird. Die Schafwolle verarbeiten die Gosauer bey Hause. Sie bereiten sich überhaupt alle Kleidungsstücke und Geräthe selbst; vorzüglich rühmt man ihre Bereitung des Leders zu Bundschuhen. Überhaupt sind die Gosauer sehr betriebsam. Sie unternehmen große Holzschläge und Transporte für die Salzwerke; sie brechen in den nahen Gebirgen Schleifsteine, und hauen sie zu, um sie an die Eisenarbeiter zu ver-

kaufen; sie schnitzeln und drechseln allerley Holzwaaren und Spielzeug für Kinder, und verhandeln sie, und da sie nicht vermögend sind, einzeln größeren Handel zu treiben, treten gewöhnlich mehrere zusammen, betreiben die Geschäfte gemeinschaftlich, und theilen gewissenhaft Gewinn und Verlust unter einander. — Im Gosa-Thale ist der berühmte

Gosa-Zwang.

sehr merkwürdig. Er ist eine schmale, mit festen Geländern versehene Brücke, welche an der Mündung des Gosa-Thales über eine mehr als 80 Klafter breite Schlucht gespannt ist. Sie ruht auf sieben steinernen Pfeilern, von denen der höchste 23 Klafter über den Spiegel des Baches empor steigt. Der Gosa-Zwang hat die Bestimmung, die Röhren, durch welche die Hallstätter Sohle nach Ischel und Ebensee geleitet wird, über die 80 Klafter breite Schlucht dergestalt wegzuführen, daß sie den angemessenen Fall behalten. Die ganze Anlage ist sehr kühn und schauerlich. Ein Hallstätter Bergmann, Johann Spielbüchler, hat sie im Jahre 1757 erbauet.

Ebensee

oder wie es die Schiffer nennen, die Lambath, ist ein niedliches Dörfchen von 134 Häusern und 1080 Seelen: Es ist der Sitz eines Salzverwes-Amtes und der ansehnlichsten Sudwerke. Die Häuser sind am Ufer des Gmundner-Sees und am Einflusse der Traun in denselben in einer lieblichen Thal-Ebene in drey Reihen hingebauet. Die Pfannhäuser und die Holzrechen be-

leben den Ort. Ein in dem See schwimmender Bogen fängt das Holz zusammen, welches die Traun herab schwemmt. Sehenswerth in Ebensee ist auch das Sägewerk, von seinem Erfinder Schatzl die Schatzelsag genannt, wo durch Maschinen die Blöcke aus dem Wasser zur Säge gehoben, gegen die Säge getrieben, gesägt, Faßtauben gefalzt, und Faßböden geschnitten werden. Ein anderes merkwürdiges Werk ist die Hofschmiede, in welcher die eisernen Bestandtheile zu den Salzpfannen und allerley Werkzeuge geschmiedet werden. Vorzüglich ist die Art, wie die Pfannenbleche hier zugerichtet werden, wie die Löcher durchgeschlagen, die Schrauben und Schraubenmütter gedrehet werden, sehenswerth. Alles dieses geschieht durch Menschenhände, und es gehört fast Riesenstärke dazu, den schweren Hammer, der dabey gebraucht wird, zu führen.

Einkünfte des Oesterreichischen Staates.

Man darf annehmen, daß die österreichischen Staatseinkünfte sich höher als auf 150 Millionen Gulden belaufen. Eine ungeheure Summe! Wenn dieselbe in blanken Thalern nach Wien geschafft werden sollte und wenn man jeden Thaler auf zwey Loth rechnet, so müßte man 2344 Wagen damit beladen, deren jeder eine Last von zwanzig Centner Thaler führete. Wenn nun ein Wagen mit den Pferden auf der Straße einen Raum von 4 Klaftern einnähme, und alle Wagen in mäßiger Entfernung hinter einander gingen, so würden sie einen Raum in der Länge von 9376 Klaftern einnehmen, welches bey zwey ein halb Deutsche Meilen ausmacht. Wenn man aber einen Thaler neben den andern in die Länge legt, und jeder Thaler eine Länge von $1\frac{5}{8}$ Zoll ausfüllt, wie lange würde die Linie werden, welche man mit 75 Millionen Thalern bedecken kann?

Kindliche Liebe.

Vor mehreren Jahren lebte in L. ein fast hundertjähriger Greis in größter Dürftigkeit. In jüngeren Jahren hatte er sich durch Kleidermachen seinen Unterhalt verdient; das Zittern an den Händen und seine geschwächten Augen erlaubten ihm nicht mehr, die Nadel zu führen.

Dieser Alte hatte vier Söhne, welche alle Soldaten waren, aber freylich nichts weiter zu verzehren hatten als ihre Löhnung. Einst bekamen sie Urlaub vom Regimente, und besuchten ihren alten Vater. Aber wie fanden sie ihn? Leider ohne Brot, in einem elenden Stübchen, faules Stroh zum Lager!

„Kein Brot hat der alte, graue Vater," rief einer von den Söhnen, „und er hat dem Vaterlande vier Vertheidiger gegeben, die mit ehrenvollen Wunden bedeckt sind? — Dem guten Vater muß Hülfe werden! Aber wie? Wir haben kein Geld und auch nichts zu verkaufen!"

„Nun so wollen wir für ihn etwas borgen," ent-

gegnete der andere Sohn, „dem Vater muß geholfen werden."

„Wer wird uns Soldaten borgen," erwiederte der dritte, „wir haben nichts zu verpfänden, und bleiben auch nur kurze Zeit hier in der Stadt!"

„Nichts zu verpfänden?" sagte der Jüngste. „Wir hätten gar nichts zu verpfänden? O ihr sollt sehen, meine Brüder! Unser Vater ist immer ein rechtschaffener Mann gewesen; dieses Zeugniß kann ihm jeder geben, der ihn kannte, und noch kennt. Er hat sein Handwerk so lange getrieben, als er konnte, und er soll in seinem hohen Alter Mangel leiden? Wir dienen dem Vaterlande seit mehreren Jahren, und niemand kann uns etwas Böses nachsagen. Wir sind Menschen, die ihre Ehre noch haben, und diese ist mehr als Geldes werth. Laßt uns diese Ehre verpfänden. Sollte man uns auf ein solches Unterpfand nicht hundert Gulden leihen?"

Dieser Gedanke fand bey den übrigen Brüdern Beyfall. Sie kamen überein, zu dem Kaufmanne zu gehen, der sie von Jugend auf kannte, weil sie als Knaben und Gesellen bey ihm immer Seide, Zwirn und andere Erfordernisse zum Kleidermachen für ihren Vater geholt hatten. Sie machten dem braven Manne den Antrag, ihre Ehre zum Pfande zu geben, wenn er ihnen hundert Gulden für ihren Vater liehe. Der Kaufmann, der die kindliche Liebe der braven Söhne ehrte, nahm den Antrag an. Sie schrieben nun, und unterzeichneten folgenden Schuldschein:

„Vier Soldaten, Söhne eines Schneiders, der beynahe hundert Jahre alt und äußerst dürftig ist, alle ei-

frig im Dienste ihres Monarchen und des Vaterlandes, bekennen hiermit, daß sie von dem Kaufmanne, Herrn Christian Hofmann, hundert Gulden zu leihen bekommen haben, um ihren armen alten Vater damit zu unterstützen. Zur Sicherheit verpfänden sie alle ihre Ehre, und versprechen, genannte Summe binnen Jahresfrist wieder zu bezahlen."

Der gutherzige Kaufmann zahlte den wackern Söhnen die Summe aus, zerriß dann vor ihren Augen die Verschreibung, und versprach, den Alten, so lange er noch leben würde, zu versorgen.

Diese Begebenheit wurde in wenig Tagen allgemein bekannt, und Vornehme und Geringe, Reiche und Arme waren begierig, den ehrwürdigen Greis zu sehen, welcher so brave Söhne erzogen hatte. Fast jeder ließ ein ansehnliches Geschenk zurück, und der ehrliche Schneider kam in seinem hohen Greisenalter noch in so gute Umstände, daß er seinen Söhnen ein nicht unansehnliches Capitälchen zur Belohnung ihrer Kindesliebe hinterlassen konnte.

Der Meineidige.

Johann H*, Kaufmann in Pr., war durch den Drang der Zeiten und durch Bankerotte einiger Handelsfreunde in seinen Vermögensumständen weit herabgekommen. Dieses kränkte den ehrlichen Mann so sehr, daß er alle Heiterkeit des Geistes verlor, und in eine Schwermuth verfiel, die seine Kräfte verzehrte. Er starb, von allen Rechtschaffenen bedauert, und beweint von einer trostlosen Gattin und sechs Kindern.

Nach seinem Tode fand sich kaum so viel Vermögen vor, daß seine hinterlassene Familie nothdürftig hätte leben können; doch die Witwe war entschlossen, sich alles zu versagen, wenn sie nur so viel übrig hätte, daß sie ihren Kindern eine anständige Erziehung geben könnte. „Meine Kinder werden reich genug seyn," sagte sie bey sich selbst, „wenn sie gut erzogen sind, und etwas Nützliches gelernet haben. Das sind die Schätze, die ihnen niemand rauben kann; diese will ich ihnen verschaffen, und sie werden sich leicht in der Welt forthelfen, und auch mich noch in meinem Alter unterstützen

können. Mit Vertrauen auf die göttliche Vorsehung sah die gute Frau mit weniger trüben Blicken der Zukunft entgegen, nachdem sie ihr weniges Vermögen zu Rathe gezogen, und dasselbe dennoch so groß gefunden hatte, daß sie ihren schönen Vorsatz ausführen konnte.

Aber ach! wie wurde die gute, sorgfältige Mutter durch einen nicht vorhergesehenen Zufall betrübt, der alle ihre schönen Hoffnungen zu zernichten drohete. Ihr verstorbener Gatte hatte oft mit einem Geldmäckler Geschäfte gehabt, dessen Herz und Redlichkeit in den Geldsäcken steckte, dem kein Mittel zu schlecht war, wenn er nur seine angehäuften Schätze vermehren konnte. Er hatte Freunde, (welche aber)? und Gönner, weil er offene Tafel hielt, und herrlich jene bewirthete, die ihm zu seinem Zwecke nützlich seyn konnten; und wie oft lassen sich die Menschen durch die glänzende Außenseite täuschen, und geben sich nicht die Mühe, das Innere des Menschen zu erforschen; wie auch viele einen schönen Apfel, der durch einen ekelhaften Wurm im Innern zerfressen wird, einem gesunden, wohlgeschmacken vorziehen, und zu spät ihren Mißgriff einsehen.

Dieser elende Mensch legte der Witwe einen Wechsel vor, in welchem ihr seliger Mann bekannte, daß er ihm 8000 Gulden Geld schuldig sey. Der Geldmäckler forderte nun die Bezahlung. Die Witwe erschrak; denn diese Schuld war ihr nicht bekannt; auch niemand von den Leuten, die in ihrer Handlung gedienet hatten, wußten davon. Man schlug in den Büchern nach; nirgends fand man dieselbe aufgeführt. Auf dem Wechsel selbst war aber die Handschrift des verstorbenen Gatten nicht zu verkennen, und dennoch zweifelte die Witwe an

der Echtheit des Wechsels, da ihr Gatte nicht leicht eine beträchtliche Summe Geldes aufnahm, oder in der Handlung verwendete, ohne sie zu Rathe zu ziehen, und ihr Nachricht davon zu geben. Nebstbey war ihr Gatte sehr genau in allen seinen Geschäften, und trug Einnahme und Ausgabe pünctlich in seine Bücher ein, so wie er auch jährlich seinen Vorrath an Waaren, sein bares Geld genau überzählte, und dieses mit seinen Schulden verglich, um immer in genauer Kenntniß zu seyn, ob sein Vermögen zunehme oder sich verringere. Diese Inventur und Bilanz machte er immer schriftlich; von vielen Jahren fanden sich diese Papiere vor; aber in keinem derselben war diese Schuld aufgeführt, obwohl der Wechsel von sechs Jahren her lautete.

Die Witwe, welche wirklich nicht im Stande war, diese Bezahlung zu leisten, (denn ihr ganzes Vermögen mochte kaum dazu hinreichen), schöpfte immer mehr Verdacht, daß die Forderung nicht richtig sey, und bath um Verschub. Sie wollte sich mit rechtlichen Männern berathschlagen, was in dieser Sache zu thun sey, und ob man nicht dem Betruge auf die Spur kommen könne. Aber einige Wochen darauf erhielt sie eine Vorforderung, vor Gericht zu erscheinen. Der Geldmäckler hatte seine Forderung eingeklagt. Die Witwe gab ihre Gründe an, daß sie an der Richtigkeit der Schuld zweifle; der Geldmäckler erboth sich zu beschwören, daß er das Geld dem verstorbenen Kaufmanne geliehen habe. Der Elende leistete den Eid, er rief vor Gericht feyerlich Gott zum Zeugen an, daß er die Wahrheit spreche, und lud Gottes Fluch und Strafe über sich, wenn er löge. Nun wurde die Frau, welche nach ihres Gatten Tode Ver-

mögen und Schulden übernommen hatte, verurtheilt, die beschworne Schuld zu bezahlen.

Die Witwe wußte sich nicht zu trösten; denn alles, was sie noch besaß, sollte sie nun ihrem Gegner ausliefern. Nur Armuth, Noth und Elend standen ihr und ihren Kindern bevor. Als sie in größter Niedergeschlagenheit über ihr bitters Schicksal nachdachte, wurde sie durch den Besuch eines Kaufmannes aus Br. überrascht, der über zehn Jahre in der Handlung bey ihrem verstorbenen Gatten redlich gedient hatte, und erst seit drey Jahren ausgetreten war. Diesem erzählte die Frau die traurige Geschichte mit dem Wechsel. „Wenn der Wechsel echt ist," sprach dieser, „so muß sich in dem Papiere, auf welchem er geschrieben ist, genau das Jahr, in welchem er ausgestellt ist, und noch für jedes Jahr ein besonderes Zeichen finden, welches alles der Papiermacher bey Bereitung des Papieres für die Wechsel des seligen Herren genau machen mußte. Mir vertraute Ihr verstorbener Gatte dieses Geheimniß, damit ich jeden echten Wechsel genau daran erkennen könnte. Nie wich er von dieser Vorsicht ab, und alle schon eingelöseten Wechsel, die sich noch bey Ihnen vorfinden, werden dieses bestätigen."

Durch diese Entdeckung wurde die Witwe auf einmahl mit guter Hoffnung erfüllt. Der Kaufmann machte in ihrer Gegenwart die nähmliche Aussage vor Gericht. Wechsel von verschiedenen Jahren wurden vorgewiesen; bey jedem derselben zeigte sich im Papiere die gegebene Jahreszahl und das geheime Zeichen, bey keinem fehlte etwas daran.

Nun wurde der beschworne Wechsel vorgezeigt. Die Zeichen im Papiere mangelten, und der Kaufmann

glaubte auch in der Schrift nicht ganz die Züge des verstorbenen H.* zu erkennen. Er sagte laut, daß dieser Wechsel falsch sey, und bath die Richter, der armen Frau zu ihrem Rechte und Eigenthume zu verhelfen.

Die Richter stellten nun strenge Untersuchung an. Der Geldmäckler wollte nichts eingestehen, und beharrte auf dem, daß seine Forderung gerecht sey. Da erhielt das Gericht Anzeige aus Br., daß dort ein Verbrecher, der wegen Verfälschung öffentlicher Urkunden gefangen sitze, ausgesagt habe, daß er auch vor sechs Jahren in Pr. einen Wechsel, auf den Kaufmann H.* lautend, dem Geldmäckler N. geschrieben, und dabey die Handschrift des Kaufmannes H.* so genau nachgeahmet hatte, daß sie nicht zu verkennen sey. Das Gericht in Pr. wurde aufgefordert, dieser Sache nachzuspüren, und den Kaufmann H.* vor Betrug zu schützen.

Nun war der Handel klar. Dem Mäckler half kein Läugnen mehr, und er mußte gestehen. Er ward an den Schandpfahl gestellt, und büßte im Kerker sein Verbrechen.

Die Witwe dankte Gott, daß er auf eine so wunderbare Art sie in dem Besitze ihres Eigenthumes beschützet, und ihre und ihres verstorbenen Gatten Ehre gerettet hatte.

Was soll ich euch noch, liebe Freunde, über diese Geschichte sagen? Welch eine himmelschreyende Sünde ist der Meineid! Kann er wohl ungestraft bleiben? — Schon hier wird er durch die nie zu ergründenden Fügungen Gottes gewöhnlich entdeckt, und schwer bestraft. Welche Strafe erwartet den Meineidigen erst jenseits des Grabes?

Ausgezeichnete Talente.

1. Ein Wunderkind in Ungarn.

Sigmund Maximilian Willibald Otto, Sohn des k. k. Rittmeisters, Anton Freyherrn von Praun, geboren zu Tyrnau in Ungarn am 1. Junius 1811, war mit außerordentlichen Geistesanlagen von dem Schöpfer begabt. Kaum konnte er, ein Jahr alt, fertig sprechen, so zeigte er eine diesem Alter ungewöhnliche Begierde nach Unterricht. Man fing bloß spielend mit ihm das Buchstabieren an. Er machte ungewöhnliche Fortschritte, und schritt bald zu dem Lesen, das er in kurzer Zeit zur Fertigkeit brachte. Sein Vater wies ihm Kupferstiche aus der Welt- und Naturgeschichte vor, und erklärte ihm die Gegenstände, welche durch dieselben dargestellt sind. Der Kleine begriff alles sehr wohl, und behielt es ohne alle Anstrengung.

Am 1. November 1813, da er 2 Jahre und 3 Monathe alt war, hatte er durch den Unterricht zu Hause schon o große Fortschritte gemacht, daß er fähig war, in die zweyte Abtheilung der National-Hauptschule in seinem Geburtsorte einzutreten. Bey der Prüfung zu

Ende des Schuljahres am 26. August 1814 behauptete er den ersten Platz unter seinen 70 Mitschülern, und hatte das deutsche Lesen, ungarische Buchstabieren, das Schreiben der deutschen Schrift zur Fertigkeit gebracht, und die Grundlehren der Religion und die Anfangsgründe der Kopfrechnung wohl inne.

Bey der Prüfung am 17. März 1815 aus den Gegenständen der oberen Abtheilung gab dieser Knabe in einem Alter von $3\frac{3}{4}$ Jahren Beweise eines ausgezeichnet guten Fortganges im deutsch- und ungarisch-Lesen, im Schreiben, im Rechnen und in der Religion, und war wieder der geschickteste unter allen seinen 124 Mitschülern.

Dieses Wunderkind hatte eine außerordentliche Begierde nach Unterricht, und seine liebste Beschäftigung war mit den Büchern. Aber nicht nur in den Schulgegenständen machte es so guten Fortgang, auch zur Musik zeigte es besondere Anlage. Schon seit seinem zweyten Jahre lernte der Knabe die Violine spielen, und hatte es hierin bald so weit gebracht, daß er nach der Prüfung am 17. März 1815 in Gegenwart der zur Prüfung Geladenen herrliche Proben seiner in so kurzer Zeit erlangten Fertigkeit auf der Violine ablegen konnte.

Der Ruf von diesem Wunderkinde verbreitete sich aller Orten, und jedermann war neugierig es zu sehen, um sich selbst von dem zu überzeugen, was man Wunderbares von ihm erzählte. Der Fürst von Schwarzenberg veranstaltete am 13. Aprill 1815 in Tyrnau ein Concertchen, bey dem der noch nicht vierjährige v. Praun seine Geschicklichkeit zeigen sollte. Der Adel

fand sich zahlreich dabey ein. Das kleine Männchen spielte ohne alle Scheu ein Terzet und Duet von Tonsetzer Pleyel so rein und fertig, daß jedermann in Erstaunen gerieth.

Dieser kleine Wunderknabe erhielt dann Unterricht in fremden Sprachen, im Zeichnen und im Fechten, und in allen diesen Gegenständen war sein Fortgang groß, ja wunderbar. Auch hatte er auch die Ehre, als Knabe von drey Jahren in Gegenwart Ihrer Majestäten des Kaisers Franz I. und der Kaiserinn Proben seiner Geschicklichkeit abzulegen und erregte allgemeine Bewunderung.

2. Duval, Aufseher des Cabinettes der Denkmünzen in Wien.

Die Geschichte des Menschen zeigt die hohe Weisheit, Güte und Macht des Schöpfers. In den Menschen hat er Kräfte gelegt, die, wenn sie gehörig ausgebildet und angewendet werden, Erstaunen erregen. Oft zeigt eine angeborne Neigung, ein hervorleuchtender Kunstsinn, ein unwiderstehlicher Trieb zu einer Beschäftigung dem Kinde schon den Gegenstand, auf den es sich vorzugsweise verlegen soll; unwiderstehlich wird es zu einer Kunst oder Wissenschaft hingezogen, und beschäftiget sich ohne Anleitung mit derselben. Sehr viele ausgezeichnete Männer haben bloß einem innern Triebe zu ihrer Ausbildung und ihren eigenen Bemühungen ihre Größe zu verdanken. So lernte der berühmte Michael Angelo ohne fremde Hülfe das Mahlen; der vor mehreren Jahren in Wien verstorbene Director der Kupferstecherschule Schmutzer, der in Deutschland we-

nige seines Gleichen hatte, zeichnete, während er die Ochsen und Schafe am Glacis und im Stadtgraben weidete, mit Kohlen an die Mauern; ein Mahler nahm ihn zum Farbenreiben, er lernte dort Zeichnen, und wurde ein ausgezeichneter Kupferstecher. Dem Cäsar Scheidl, der im neunten Jahre ein trefflicher Clavier-Spieler war, konnte man keine empfindlichere Strafe auferlegen, als wenn man ihm verboth, Clavier zu spielen.

Duvals Knabenalter.

Unter jene berühmten Männer, welche alles durch sich selbst geworden sind, und die ein unwiderstehlicher Drang zu ihrer eigenen Ausbildung leitete, gehört Duval. Er war der Sohn eines armen Bauers aus einem kleinen Dorfe in Champagne in Frankreich. Als Kind kam er nach Lothringen. Hier hüthete er die Schafe auf der Weide. Das Dorf, in welchem er wohnte, war vier Stunden von der Stadt Nancy entfernt.

Er wuchs ohne allen Unterricht auf; wenn andere Kinder in die Schule gingen, mußte er seine Herde auf die Grasplätze treiben. Der Knabe hatte einen angebornen Hang zur Thätigkeit, und eine Wißbegierde, die er auf alle Art zu befriedigen suchte. Auf dem Felde sammelte er Schnecken, Käfer, Insecten, Kräuter und Steine, betrachtete sie sehr genau, trug sie nach Hause, und fragte jeden im Dorfe, zu was sie nützen, und welchen Gebrauch man davon machen könne. Wenn ihm jemand Bescheid that, so hob er

das Thierchen oder Kraut, mit dem er ins Reine gekommen war, sorgfältig auf, und er suchte diese Sammlung immer zu vermehren.

Duval lernt lesen.

Einst sah er einen Knaben, welcher Äsops Fabeln mit Kupfern hatte, und in diesem Buche las. Da wurde ein unwiderstehlicher Hang in ihm rege, auch lesen zu lernen, damit er aus Büchern nützliche Kenntnisse schöpfen könnte. Aber wie sollte er das lernen, da er in keine Schule geschickt wurde? Er lockte die Knaben des Dorfes nach der Schule zu sich auf das Feld, gab ihnen schöne Blumen, Schmetterlinge, Steine und dergleichen, die er auf der Weide gesammelt hatte, und dafür mußten sie ihn die Buchstaben kennen, buchstabieren und lesen lehren. Die Knaben hielten ihm zwar bey dem Unterrichte nicht lange an; aber desto eifriger bemühte sich Duval allein, um es im Lesen bald weiter zu bringen.

Den Reisenden, welche bey seiner Herde vorübergingen, suchte er auf alle Art gefällig zu seyn, indem er ihnen den rechten Weg wies, ihnen aus einer nahen Quelle frisches Wasser hohlte, um von ihnen einiges Geld zu erhalten. Auch verkaufte er ihnen Schmetterlinge, Käfer, Kräuter und dergleichen. Wie er einiges Geld sich erworben hatte, wandte er es auf ein Buch, oder gab es einem Knaben, daß er ihm beym Lesen helfen möchte, wo er nicht fort kam. Auf diese Art hatte er das Lesen in kurzer Zeit zur Fertigkeit gebracht, und dann ging es einige Zeit darauf, als er bey den Einsiedlern in St. Anna als Schafhirt lebte, ans Schreiben, welches

er Anfangs mittelst einer Glasscheibe, die er auf seine Vorschrift legte, und auf welche er die durchscheinenden Buchstaben nachmahlte, dann mit einem Steine auf einer Schieferplatte, wie er sie auf dem Felde fand, endlich mit Bleyfeder und mit Schreibfeder auf dem Papiere versuchte.

Duval lernt auf der Landkarte.

Als er bey diesen Einsiedlern sich befand, kaufte er sich einen Kalender. In demselben fand er die Mondesviertel und die zwölf Zeichen des Thierkreises. Diese suchte er immer am gestirnten Himmel; bald glaubte er sie zu finden, bald sah er wieder ein, daß er sich geirrt habe. Lange ging er mit verschiedenen Gedanken über diesen Kalender im Kopfe herum, und das, was er von den Himmelszeichen in demselben las, konnte ihm nicht klar werden. Einige Zeit darauf kam er nach Lüneville, und sah vor der Bude eines Buchhändlers eine Landkarte mit eben diesen Himmelszeichen. Er ging zu dem Buchhändler, kaufte diese Karte, und ließ sich manches auf derselben erklären. Da ihm der Buchhändler nicht in allen Stücken Bescheid thun konnte, begehrte er ein Buch, in welchem alle diese Erklärungen enthalten wären, und kaufte es mit der Äußerung, daß er sich nun selbst aus demselben unterrichten wolle. Der Buchhändler lächelte über dieses Vorhaben, indem er sich den Hirtenknaben mit der Landkarte und dem Buche bey der Herde dachte; aber unser lernbegierige Duval hielt alles für möglich. Er hatte, wo es geschehen konnte, Buch und Landkarte vor sich, las und dachte so lange nach, bis ihm alles deutlich wurde. Oft hatte er wo-

chenlang zu thun, bis er das begreifen konnte, was ihm ein Lehrer in einigen Minuten würde verständlich gemacht haben; denn im ganzen Dorfe war niemand, der ihm etwas von der Landkarte erklären konnte; und so wie ihm ein Begriff klar wurde, war dieses immer eine neue Aufmunterung, mit seinem beharrlichen Fleiße im Selbstunterrichte weiter fortzuschreiten.

Warum sich Duval an ein Kloster verdingt hat?

Der Trieb, sich auszubilden, ließ unsern braven Duval nie ruhen. Eine halbe Stunde von Luneville in einem Gehölze in dem Kloster zu St. Anna lebten Einsiedler, die zwar keine Gelehrten waren, aber doch mehr als die Leute im Dorfe wußten. Duval hoffte von ihnen etwas ablernen zu können, und einigen Unterricht zu erhalten. Wenigstens glaubte er, leichter Bücher bey ihnen bekommen zu können, weil sie eine Bibliothek hatten; auch kamen viele Fremde zu ihnen, welche Duval fragen konnte, wenn er über etwas Erklärung haben wollte.

Er vermiethete sich als Kühhirt bey diesen Einsiedlern, und erbath es sich, daß er sie bey Tische, und wenn sie Gäste hätten, bedienen dürfe. Er hoffte aus ihrem Umgange manches Nützliche zu erlernen. Den Mönchen gefiel die Lernbegierde des Jungen; manche von ihnen gaben sich viel mit ihm ab, und ertheilten ihm Unterricht. Da wuchs Duvals Eifer von Tag zu Tag. Alles Geld, was er bey seinem armseligen Dienste ersparen konnte, verwendete er auf Bücher und Landkarten; die Sternkunde zog ihn am meisten an, und er borgte Bücher, welche von dieser Wissenschaft handel-

ten, aus der Kloster-Bibliothek aus. Um mehr Geld auf Bücher verwenden zu können, fing er Hasen, Füchse, Marder und Iltisse in dem Gehölze, und verkaufte Wildprät und Bälge. Wo er freye Zeit hatte, beschäftigte er sich mit Lesung der Bücher und mit Nachdenken über den Inhalt derselben.

Duval betrachtet die Sterne.

Duval mußte als Hausgenosse den gewöhnlichen Bethstunden der Mönche beywohnen; aber einige Mahle erschien er nicht. Die Einsiedler wurden unwillig über ihn, und suchten ihn in seinem Hüttchen auf. Da überraschten sie ihn, wie er eben mit den Sternen beschäftiget war. Wie ein Astronom auf der Sternwarte saß auch Duval von Büchern, Sehröhren, Karten und Zeichnungen umgeben da. Die Mönche mußten über die armseligen mathematischen Instrumente lachen. Seine Sehröhre waren durchbohrter Hollunder, an dessen Enden er die Gläser befestigt hatte; seine Himmelskugel war von Weiden geflochten, und Haselstäbchen bildeten die Zirkel; die Dreyecke waren aus abgeschnittenen Gärten gebildet. Mit diesen elenden Hülfsmitteln wollte Duval in der Sternkunde weiter fortschreiten! Einige Mönche hielten den Jungen für aberwitzig, mit dessen Verstande es nicht richtig wäre; ein Alter, der abergläubig war, hatte ihn, indem er selbst die Bethstunden versäumte, eines Bundes mit einem Zauberer in Verdacht, weil er solchen Firlifanz bey ihm fand, und wollte alle seine Instrumente zerbrechen; die Klügeren aber bewunderten an dem Knaben den unbesiegbaren

Drang, in Kenntnissen weiter fortzuschreiten; sie gewannen ihn desto lieber, und leiteten ihn, so weit es ihre Kenntnisse erlaubten.

Duval lernt die Wappenkunde.

Einst bemerkte Duval auf Landkarten in der Bibliothek die Wappen großer Herren, welche Greife, doppelte Adler, Löwen mit doppelten Schweifen, Drachen u. dgl. vorstellten. Ein Fremder, der zugegen war, konnte sich nicht genug wundern, daß Duval so lange bey denselben verweilte, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Duval stellte sehr verständige Fragen an denselben, unter andern auch, ob es wirklich solche Thiere in der Natur gebe, warum sie hier abgebildet seyen, was sie vorstellen u. s. w. Da ihm dieser sagte, daß diese Thiere nur Zeichen einer Wissenschaft wären, die man Heraldik oder Wappenkunde nennt, wurde er begierig, auch hierin näher bekannt zu werden. Er schrieb sich den Nahmen Heraldik auf einen Zettel, und als er bald darauf nach Nancy kam, kaufte er sich ein Buch von der Wappenkunde, und ruhete nicht eher, bis er einen richtigen Begriff von den Wappen hatte. Jedes Wappen, welches ihm irgendwo vorkam, wurde zergliedert und in seinem Wappenbuche darüber nachgelesen.

So bildete sich Duval durch Selbstfleiß, bis in sein ein und zwanzigstes Jahr, meistens ohne fremde Mithülfe unermüdet aus, und führte dabey fleißig seine Herde auf die Weide.

Duval wird bey seinem Studium im Walde überrascht.

Einst ließ er seine Kühe in dem zu St. Anna gehörigen Walde weiden. Er lagerte sich unter einem schattigen Baume, nahm eine Erdebeschreibung zur Hand, und breitete die Landkarten vor sich aus. Vertieft in sein Buch und in seine Karten, hörte er das Jagdhorn nicht ertönen. Franz, Erbprinz von Lothringen und nachmahls römischer Kaiser, der Urgroßvater unsers verehrten Kaisers Ferdinand I., und seine Brüder jagten in der Nähe. Sein Lehrer, Herr von Pfütschner entfernte sich etwas von der Jagdgesellschaft, und war nicht wenig erstaunt, einen Hirtenjungen, mit herabhangenden braunen Haaren, in einen schlechten leinenen Kittel gekleidet, mit einem Buche in der Hand und die Landkarte vor sich ausgebreitet, anzutreffen. Dieser Anblick war für ihn so überraschend, daß er sogleich die Prinzen und den Oberstthofmeister herbey rief. Alle thaten verschiedene Fragen an den Hirtenjungen, und er beantwortete sie so bescheiden, und verrieth dabey so viele Kenntnisse, daß sie sich nicht genug verwundern konnten, wie er sich dieselben in dieser Einsamkeit habe erwerben können. Noch mehr aber erstaunten sie, als sie von ihm vernahmen, daß er alles dieses durch sich selbst, meistens ohne fremden Unterricht erlernet habe. Sie ehrten den inneren Trieb des Jungen zur Ausbildung, und glaubten, daß er ein ausgezeichneter Gelehrter werden würde, wenn man ihm Gelegenheit verschaffete, einen ordentlichen Unterricht zu genießen.

Duval kommt auf eine Gelehrtenschule.

Der Prinz Franz both sich an, daß er ihn mit nach Hof nehmen wolle. Der Hirtenjunge hatte aber so viel von den eitlen Hofleben in den Büchern gelesen, wo man dasselbe als gefährlich schilderte, daß er hierzu gar keine Lust bezeigte. Er bath nur, daß der Prinz, wenn er sich gegen ihn gnädig bezeigen wollte, ihm Bücher und Gelegenheit, mehr zu lernen, verschaffen möchte.

Der Prinz brachte diese Begebenheit seinem Vater vor, und bath ihn, für den Jungen zu sorgen. Dieser ließ ihn durch Herrn von Pfütschner an den Hof bringen, gab ihn in der Folge nach Pont-a Mousson in die Schule der Jesuiten. Da war Duval wie in seinem Elemente. Bey Tag und Nacht verlegte er sich mit unermüdetem Eifer auf die Wissenschaften, und seine Lehrer konnten sich nicht genug über seinen schnellen Fortgang verwundern.

Duvals Fortgang auf der Gelehrtenschule.

In kurzer Zeit lernte er die lateinische Sprache, und bloß aus Begierde, die römischen Schriftsteller zu lesen, worunter ihn Varro's Buch über die Landwirthschaft besonders anzog. Nebstbey verlegte er sich mit besonderer Vorliebe auf die Erdbeschreibung, alte und neue Geschichte, auf die Alterthümer, Münz- und Wappenkunde.

Als er seine Studien vollendet hatte, reisete er im Gefolge des Herzogs von Lothringen nach Frankreich, um die vornehmsten Lehranstalten zu besuchen, und sich

noch mehr in den Wissenschaften auszubilden. Bey seiner Zurückkunft ernannte der Herzog Duval zum Professor in der Ritter Akademie und zum Aufseher über seine Bibliothek. Duval setzte seine Studien immer fort, und ward einer der ausgezeichnetsten Gelehrten. Dabey war er sehr bescheiden, suchte nie durch seine Kenntnisse zu glänzen, und machte sich durch sein liebenswürdiges Benehmen überall Freunde.

Duvals höhere Anstellung.

Im Jahre 1737 begab er sich nach Florenz, und wurde von dem Großherzoge zu seinem Bibliothekar ernannt. Von da erhielt er einen Ruf nach Wien, wo Kaiser Franz, der als Prinz Duvals Glück begründet hatte, ein Cabinet von Gedächtnißmünzen anlegte. Im Jahr 1746 wurde Duvaln, dem großen Kenner der Alterthümer und der Münzen, die Aufsicht über dasselbe anvertraut. Seit dieser Zeit lebte er ausschließend dieser Wissenschaft, und das Cabinet gewann durch seine Leitung und Fürsorge sehr viel an den seltensten Münzen, welche Franz mit kaiserlicher Freygebigkeit ankaufte. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit war allgemein verbreitet, und die gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männer Wiens waren seine Freunde. Er starb in Wien im Jahre 1775, im ein und achtzigsten Jahre seines thätigen Lebens.

Duvals schöner Charakter.

Dieser merkwürdige Mann bewahrte auch auf der hohen Stufe seines glänzenden Glückes den offenen und kindlich frommen Sinn, der ihn als Hirtenknabe

auszeichnete. Hochmuth und Stolz blieben fern von ihm. Seine Gottesfurcht übertraf seine Gelehrsamkeit. Alles schrieb er einer weisen Fügung Gottes zu, welche mit unendlicher Güte die Schicksale der Menschen leitet, und nie versiegte sein Dank gegen den Geber alles Guten.

Nie schämte er sich seiner niedrigen Herkunft und seines ehemaligen armseligen Zustandes. „Gott hat mich," pflegte er zu sagen, „aus dem Staube erhoben." Oft erzählte er seine Lebensgeschichte, und nie ohne Rührung. An den Einsiedlern zu St. Anna ehrte er seine Wohlthäter, denen er vieles zu verdanken hatte, und besuchte sie immer, wenn er nach Lünneville kam. Die merkwürdigsten Vorfälle seiner Jugend, besonders wie er die Herden weidete, ließ er prächtig mahlen, und hing diese Gemälde in seinem Studier-Zimmer auf, damit er sich immer an seine vorige Armuth und Niedrigkeit erinnere.

3. Peter Marchioretto, ein berühmter Mahler.

Peter Marchioretto, der Sohn eines armen Landmannes, wurde zu Lamon, einem kleinen Dorfe im Venetianischen an der Gränze von Tirol im Jahr 1772 geboren. Schon als Knabe zeigte er eine außerordentliche Neigung zur Mahlerey. Immer trug er Kreide und Kohlen bey sich, und zeichnete auf Breter und Mauern Figuren. Wenn er einige Kreuzer hatte, verwendete er sie auf Papier, Bleyfedern und Rothstein, um zu zeichnen. Oft wenn ihm sein Vater eine Arbeit aufgetragen hatte, fand er ihn, statt bey derselben, mit Zeichnen beschäftiget, und er sah nur zu deutlich, daß der Knabe zu gar nichts anderm Lust hätte. Der Vater, welcher

den Jungen zu einem arbeitsamen Bauern erziehen wollte, wurde oft unwillig über ihn, daß er gar nicht bey der Arbeit zugreifen wollte; er gab ihm darüber bittere Verweise, und da diese nicht fruchteten, auch derbe Schläge. Er nahm ihm alles weg, womit er zeichnete, und wollte ihn durchaus zur Landwirthschaft zwingen. Seine Stiefmutter, die den Knaben nicht gut leiden konnte, brachte den Vater immer noch mehr gegen den Sohn auf, und da dieser das Zeichnen auf keine Weise lassen wollte, schlug er ihn einst so empfindlich, daß dieser aus dem väterlichen Hause entfloh, und bey Verwandten Schutz und Unterkunft suchte. Das hätte freylich der Knabe nicht thun sollen; aber in der Drohung der Stiefmutter, daß sie ihn aus dem Hause wegen seiner Unbrauchbarkeit bey häuslichen Verrichtungen, jagen müsse, schien er einiges Recht zu entdecken, dasselbe verlassen zu können.

Der Knabe nährt sich durch Zeichnen.

Die Verwandten gaben ihm keine Unterkunft, schenkten ihm aber 10 venetianische Lire (3 Gulden). Mit dieser Barschaft in der Tasche ging der dreyzehnjährige Knabe nach Bassano. Hier kaufte er sich einige Heiligenbilder, Papier und schwarze Kreide, und fing an, dieselben nachzuzeichnen. Sie gelangen ihm wohl, er fand Käufer, und brachte sich einige Zeit auf diese Art fort. Doch nährte ihn dieses Gewerbe nur nothdürftig; es nahete auch der Winter, und es fehlte ihm die nöthigste Kleidung. Er fing schon an, Noth zu leiden, und wußte sich nicht zu rathen noch zu helfen. Gern wäre er wieder in das

väterliche Haus zurück gekehrt; aber er wagte es nicht, weil er die Strenge seines Vaters, dessen Zorn die Stiefmutter immer mehr gegen den Sohn anfachte, fürchtete.

Marchioretto wird Hirt.

In seiner größten Noth erbarmte sich ein Bauer von Ramon, einem Dorfe bey Castelfranco, über ihn, und nahm ihn als Hirt in den Dienst. Auch hier verwendete er jede freye Stunde und die Zeit, wenn die Herden auf dem Felde weideten, zum Zeichnen. In der Gegend dieses Dorfes hatte der venetianische Edelmann Peter Civran sein Landgut, welcher den geschickten Mahler Joh. Bapt. Lazzarini bey sich hatte. Diese hörten von dem Hirtenjungen, daß er schön zeichnen könne, und es von sich selbst gelernt hätte. Sie ließen sich Zeichnungen von ihm bringen, und fanden sie so gelungen, daß sie kaum glauben konnten, daß er sie selbst gemacht habe. Sie stellten ihn auf die Probe, und ließen durch ihn in ihrer Gegenwart ein Auge, eine Nase und einen Mund von einem Gemählde nachzeichnen. Der Junge machte es so gut, daß beyde sich darüber verwunderten, und die herrlichen Anlagen zu einem großen Mahler an ihm erkannten. Der Edelmann nahm ihn in sein Haus auf, und ließ ihn von Lazzarini fünf Jahre lang unterrichten.

Marchioretto bildet sich weiter aus.

Der Junge arbeitete mit großem Fleiße, aber mit der Figurenzeichnung ging es nicht recht vorwärts. Da leitete Lazzarini ihn zur Landschaftsmahlerey an,

und hier entwickelte sich sein großes Talent. Der Junge machte Fortschritte, die der Meister nicht genug bewundern konnte, und dieser gewann ihn so lieb, daß er ihn bey seinem Tode zum Erben einsetzte. Doch Marchioretto wußte das Glück, welches ihm sein Meister durch diese Wohlthat bereiten wollte, nicht zu schätzen. Statt auf der betretenen Künstlerbahn eifrig fortzuschreiten, vergeudete er die Erbschaft in lustiger Gesellschaft, und that für die Kunst nichts.

Armuth macht arbeitsam.

Erst nachdem er wieder in Dürftigkeit versetzt worden war, fing er zu arbeiten an, und er wurde in seinem wiederkehrenden Eifer noch mehr durch die Bekanntschaft des Professors an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, Franz Caucig, bestärkt. Dieser würdige Künstler unterrichtete ihn durch 5 Jahre, und aus seiner Schule ging er als vollendeter Künstler in der Landschaftsmahlerey hervor.

Marchioretto als Künstler.

Von Wien wurde Marchioretto nach Verona und dann nach Brixen als Zeichenmeister berufen, und mehrere seiner Arbeiten wurden in Kupfer gestochen. Einst zeichnete er an der Poststraße bey Klausen eine Ansicht des Schlosses und Klosters Seben in Tirol nach der Natur, als die Gräfinn Kilmansegge aus Hannover mit ihrem Gefolge vorbey fuhr. Die Gräfinn, eine Gönnerin der Mahlerey, fand die Zeichnung über alle ihre Erwartung schön, und lud den Künstler ein, mit ihr in die Lombardie zu reisen, um sein

Kunsttalent mehr auszubilden, welchen Antrag Marchioretto mit Freuden annahm. Er zeichnete dort jene Ansichten, welche dieser gebildeten Dame am mahlerischesten zu seyn schienen.

Von da kam Marchioretto nach Tirol zurück, und mahlte mehrere Landschaften, die theils in Wien, theils in Augsburg in Kupfer gestochen wurden, und einen sehr großen Werth haben. In der Folge reisete er auch mit dem Grafen Rasumowsky als Zeichner, für welchen er sechs Prospecte mahlte. Er ging dann nach Trient, wo er vier Jahre mahlte. Jetzt lebt er zu Telpe in Valsugana, und arbeitet fleißig in seiner Kunst.

Hätte sein strenger Vater wohl geglaubt, daß aus seinem Sohne, den er durch Schläge vom Zeichnen nicht abhalten konnte, ein so großer Künstler werden würde?

Das Schaf.

Die Alten sagten: „Die Tritte der Schafe verwandeln sich in Gold", und sie hatten nicht unrecht; denn nichts ist an diesen Thieren, aus welchem der Mensch nicht Nutzen ziehe. Nebstbey scheint das Schaf zum Hausthiere erschaffen zu seyn. Es fehlt diesem guten Thiere ganz an dem Instincte, der andere Thiere so wunderwürdige Dinge, und auch vor den Feinden sich zu schützen, lehrt. Das Schaf ist ganz wehrlos, und würde, ohne den Schutz und Beystand des Menschen, da es alle Raubthiere zu Feinden hat, kaum bestehen können. Gewiß ist es, daß der Mensch unter allen übrigen Thieren das Schaf zuerst in seine Hütte geführt, und es als zahmes Hausthier benützt hat. Sein Fell ward seine Kleidung, Milch und Fleisch seine Nahrung. Abel, Adams Sohn, hatte Herden von Schafen, und opferte die besten derselben dem Herrn. Seither sind nun Jahrtausende verflossen, daß das Schaf immer unter dem Schutze und der Pflege des Menschen steht.

Bey dem Schafe zeigt es sich, was wir auch an vie-

len Menschen sehen, daß innerer Werth, gute Eigenschaften und Gemeinnützigkeit nicht immer mit äußerer Schönheit gepaart sind. So ein vortreffliches Thier, so ein großes Geschenk der Vorsehung das Schaf für den Menschen ist, so fällt es dennoch jedem in die Augen, daß seine Gestalt nichts weniger als empfehlend ist. Je besser, das heißt, je fetter und wollreicher es ist, desto mehr gleicht es einem unförmlichen Klumpen, aus dem vier trockene, steife Füße, ein länglicher Kopf mit großen Augen und dürrem und spitzigen Maule hervor stehen. Dabey ist das Schaf furchtsam, sehr geduldig und leidenschaftlos, aber so dumm, daß dessen Dummheit eben so, wie dessen Geduld zum Sprichworte geworden ist.

Erschrecken die Schafe über etwas, so drängen sie sich ohne Zweck zusammen, und das mit solchem Ungestüme, daß sie zuweilen die Wände ihrer Schafställe hinausdrücken. Schneyet oder regnet es, so fällt ihnen nicht ein, ein Obdach zu suchen; sie lassen sich oft verschneyen, indem sie sich dicht an einander drängen, und die Köpfe senken, daß man nur durch den aufsteigenden Dampf gewahr wird, wo die Herde sich befindet. Hören sie ein ungewöhnliches Geräusch, einen Knall; blitzt und donnert es um sie her, so stehen sie still und stampfen, oder sie fliehen auch wohl, aber blindlings; und der Anblick einer Feuerflamme kann sie so sehr um alle Besinnung bringen, daß sie sich in der Dummheit hinein stürzen. Deßwegen hat man sehr große Mühe, sie bey Feuersbrünsten von der Flamme hinweg zu bringen. Immer wollen sie zum brennenden Hause zurück kehren, und der Flamme sich nähern.

Ihre Furchtsamkeit macht es leicht, sie in Ordnung

zu halten, und ein einziger Hirt mit einem abgerichteten Hunde ist im Stande, eine Herde von mehreren hundert Schafen zu führen. Sollte er auch mit ihnen zwischen zwey Saatfeldern hindurch müssen, deren schönes Grün ihren Appetit reitzt, so rühren sie dennoch nichts an. Blindlings folgen sie dem Leithammel, der, mit der Schelle am Halse, sie anführt, und dem Hunde, der an den Seiten und hinten dieselben in Ordnung erhält. Wohin der Leithammel geht, dahin folgen sie; was er macht, thun die andern nach. Will man die Schafe zählen, so legt man einen Stock auf die Erde, und läßt den Leithammel über denselben wegspringen. Alle Schafe aus der Herde drängen sich gegen den Stock hin, und eines nach dem andern springt der Reihe nach über denselben, so daß man sie sehr leicht abzählen kann.

Die Schafe nähren sich aus dem Pflanzenreiche. Linnè, der berühmte Naturkündige, hat beobachtet, daß sie 387 Pflanzen fressen, und 141 unberührt lassen. Im Sommer weiden sie auf Feldern, Wiesen und Triften, im Winter nährt man sie in den Ställen. In warmen Ländern, z. B. in Spanien, auch in mehreren Gegenden Ungarns bleiben sie auch im Winter unter freyem Himmel, und sorgen selbst für ihre Nahrung. Im Stalle füttert man sie mit Heu, Häckerling, Klee, Erdäpfeln, Möhren, Rüben, Hafer, Gerstenschrott, dürren Baumblättern u. s. w. Sehr reines Fluß- oder Quellwasser ist ihr Getränk. Bey grünem Futter können sie es ganz entbehren; desto mehr müssen sie bey trockenem Winterfutter getränkt werden. Das Salz lieben sie ungemein. Es ist ihnen sehr gesund, und bewahrt sie vor

manchen Krankheiten, denen die Schafe mehr als andere Thiere unterworfen sind, und die bey ihnen leicht ansteckend werden.

Nutzen der Schafe.

Das Schaf verdient, daß es mit besonderer Sorgfalt gepfleget werde; denn es verschafft einen vielfältigen Nutzen. Sein Fleisch ist saftreich, gesund und wohlschmeckend; ein guter Lämmerbraten ist ein wahrer Leckerbissen. Die Milch der Schafe gibt gute Butter und guten Käse. Das Fell ist ein gutes Pelzwerk. Die glatten, der Wolle beraubten Schaffelle werden zu verschiedenen Lederarten, auch zu Pergament und für die Buchbinder zum Überziehen der Bücher verarbeitet. Für mageres Land ist der Schafmist, was Arzney dem Kranken ist. Er erwärmt es allmählich, und dünget es auf lange Zeit. Selbst die Hörner, Klauen, Pechzeichen, die unbrauchbare Wolle am Hintern sind so guter, sieben Jahre wirksamer Dünger, daß ihn die englischen Pächter theuer kaufen. Wie nützlich wird uns nicht das Schaf durch seinen Talg, der mit Ochsenfett vermischt, zu Lichtern gebraucht wird? Die Gedärme der Schafe dienen zu Darmsaiten, die Knochen zu Spielwaaren; auch wird aus den letztern ein Leim gesotten, den die Papiermacher zum Leimen des Schreibpapiers brauchen.

Schafwolle.

Doch den größten Nutzen verschaffen uns die Schafe durch die Wolle, welche aber nicht am ganzen Kör-

per von gleicher Güte ist. Vom Rücken und Halse gewinnt man die beste oder Kernwolle, vom Schweife und den Schenkeln die Mittelwolle, von der Kehle und dem Bauche die geringste oder schlechte. Ein gut genährter Hammel gibt 4 bis 8 Pfund, auch noch mehr Wolle. Es ist vortheilhafter, die Schafe nur einmahl im Jahre zu scheeren. Vor und nach der Schur muß die Wolle gewaschen werden. Aus derselben bereitet man nun die Tücher, Zeuge, Strümpfe und hundert andere Dinge, die von unschätzbarem Nutzen sind.

Die Wolle ist aber nicht bey allen Schafen gleich schön und gleich viel. Unter den europäischen Schafen hat das spanische die feinste und das englische die meiste Wolle. In Spanien ist die Schafschur ein wahres Volksfest, an dem auch die Vornehmsten Theil nehmen. Hier soll eine Schafherde von 6000 Stücken an 36,000 Thaler reinen Gewinn abwerfen. In England gibt ein Mutterschaf sechs, ein Widder acht, und ein Hammel neun Pfund Wolle jährlich. In keinem Lande wird die Schafzucht mit so vieler Vorliebe, Einsicht und so vielem Nutzen betrieben, als in England. Die Großen des Hofes schämen sich nicht, dieselbe zu treiben, und es ist ein großer Wetteifer unter ihnen, wer es darin weiter zu bringen im Stande ist. Aber eben dieser Theil der Landwirthschaft wirft einen außerordentlichen Nutzen ab. Die einzige Grafschaft Lincoln, welche gute Weide für die Schafe hat, verkauft für fünf Millionen Pfund Sterling, (das Pfund Sterling zu 9 fl. 24 kr. 3 pf. Metall-Münze gerechnet,) rohe Schafwolle und erzeugt aus derselben, mit spanischer und deutscher

Wolle vermischt, über zwanzig Millionen Pfund Sterling Tücher, Zeuge, Wollengespinnst und andere Waaren.

Inländische Schafzucht.

Die Schafzucht ist eine wahre Goldgrube für alle Länder, wo sie mit Eifer betrieben wird. Im österreichischen Kaiserstaate, besonders in Mähren, Schlesien, Böhmen und Ungarn, auch in dem Erzherzogthum Österreich wird eine so große Menge Schafwolle gewonnen, daß nicht nur sehr viele Tücher, Zeuge u. dgl. daraus verfertiget, sondern auch bey 100,000 Centner veredelte Wolle in das Ausland verkauft werden. Man unterscheidet vier Gattungen inländischer Wolle: 1. Die Zackelwolle, welche von dem zackel- oder ungarischen Schafe mit den spiralförmigen Hörnern gewonnen wird. Sie ist lang, gedreht, aber grob, und wird nur zu gemeinen Tüchern verarbeitet. 2. Die gemeine Landwolle von dem krauswolligen, unveredelten Schafe der Bauern. Diese Wolle taugt nur zu Bauern-Montur- und Livree-Tüchern. 3. Die veredelte Wolle von Schafen, die durch eine Vermischung der Landschafe mit spanischen Schafen entstanden sind. 4. Die original-spanische oder Merinos-Wolle von den eingeführten spanischen Merinos-Schafen, welche die schönste im Inlande gewonnene Wolle ist, und nur zu den feinsten Tüchern und Zeugen verarbeitet wird. Keine Provinz ist, die nicht eine große Menge Schafwolle in ihren Manufacturen verarbeitet. Ungarn und Böhmen waren ehemahls die Länder, aus welchen man die meiste Schafwolle für die Manufacturen bezog. Aber sie war

nur von niederer Gattung, und die feinere mußte aus dem Auslande bezogen werden, wodurch viel Geld außer Land ging.

Man war also bedacht, die Wolle der inländischen Schafe zu verbessern. Dieses konnte nur geschehen, wenn man edle ausländische Widder mit feiner Wolle den heimischen Schafherden beygesellte. Man versuchte es Anfangs mit englischen Widdern; man konnte sich dieselben aber nur mit außerordentlichen Kosten verschaffen. Die spanischen Widder entsprachen mehr den Erwartungen, und hauptsächlich durch diese wurden unsere Schafherden in Ungarn, Böhmen, Mähren, Österreich und in den übrigen Provinzen verbessert, so, daß sie jetzt Wolle von großer Schönheit und Feinheit liefern; aber nicht alle Herden sind schon von veredelter Gattung.

Doch die Herbeyschaffung dieser edlen spanischen Widder erforderte ungemein große Kosten, und konnte nur durch die reichen Güterbesitzer geschehen. Schon die Kaiserinn Maria Theresia und ihr großer Sohn, Joseph II. ließen um theures Geld Schafe mit feinster Wolle aus Spanien kommen, und gründeten auf den k. k. Familien-Herrschaften eine Pflanzschule veredelter Schafe. Als die Zahl derselben sich vermehrte, verkauften sie die Nachkömmlinge der spanischen Merinos an die Güterbesitzer in allen Theilen der Monarchie um einen billigen Preis, damit die Zucht veredelter Schafe verbreitet werde. Da aber diese Pflanzschule in der Folge der Zeit wieder ausartete, so wurden wieder auf Kosten des k. k. Familien-Fondes neue Schafe aus Spanien gehohlt. Dadurch hat

sich die Schafzucht nicht nur auf den k. k. Familien-Herrschaften, sondern auch in allen Theilen der Monarchie verbessert, indem die Güterbesitzer veredelte Schafe von den Herden der k. k. Familien-Herrschaften ankauften, um ihre Herden zu verbessern. Im Jahre 1801 ließ weiland Kaiser Franz I. für die Herden seiner Familien- und Staatsherrschaften Widder mit großem Aufwande aus Spanien kommen, welche sich ohne Vermischung mit fremden Raçen fortpflanzen, und reine Merinos-Wolle liefern. Seine königl. Hoheit, weiland Herzog Albert von Sachsen-Teschen, die Großen des Reiches: die Fürsten Lichtenstein, Schwarzenberg, Sinzendorf, Lobkowitz, Eßterhazy, Bathyany, die Grafen Hunyady, Carl Eßterhazy, Emerich Festetits, und sehr viele andere ahmten dieses Beyspiel nach; auch mindere Güterbesitzer und Schafzüchtler suchten sich veredelte Widder und Mutterschafe, die von diesen abstammten, zu verschaffen; große Schäfereyen wurden allenthalben, besonders in Ungarn angelegt, und mit veredeltem Schafviehe besetzt; die reichen Güterbesitzer verkauften mit Vergnügen veredelte Widder und Schafe an minder Begüterte und an die Unterthanen, welche den großen Nutzen derselben nach dem erhöheten Verkaufe der feinen Wolle schon zu schätzen wußten; und so hat sich in dem Zeitraume von vierzig Jahren die Schafzucht in dem österreichischen Kaiserstaate sehr verbessert, daß nicht nur eine weit größere Menge Schafwolle gewonnen wird, sondern daß dieselbe auch von viel feinerer Gattung ist, so daß sich außer Spanien und England kein Land mit Österreich in diesem Erzeugnisse messen kann, von welchem ein großer Theil

außer Landes geht. Doch hierbey bleiben die braven Landwirthe Österreichs nicht stehen. Sie sind noch immer mit höherer Veredlung des Schafviehes beschäftiget, und die Besitzer großer Güter wenden noch immer große Summen Geldes daran, neue echte Widder aus Spanien zu erhalten. Man rechnet, daß in dem österreichischen Kaiserstaate 48 bis 50 Millionen Pfund Schafwolle gewonnen werden. Der größte Theil derselben wird im Inlande zu Tüchern und Zeugen verarbeitet; aber immer werden jährlich bey 100,000 Centner feine Wolle ins Ausland und bis nach England verhandelt. In Österreich sind die besten Schäfereyen zu Mannersdorf am Leythaberge, zu Tribuswinkel, zu Horn; in Ungarn auf der k. k. Familienherrschaft Holitsch, welche als die Pflanzschule aller übrigen angesehen werden kann; jene des Erzherzog Carl zu Ungarisch Altenburg; die Schäfereyen auf den Gütern des Fürsten Eßterhazy und der Grafen Hunyady und Emmerich Festetit's; unter den mährisch-schlesisch und böhmischen Schäfereyen jener zu Hoschtitz, Zdislawitz, Cochelna, Hennersdorf, Fulnek, Quossitz, Horzowitz u. s. w.

Original-Merinos in Böhmen.

Vor mehreren Jahren hat die Schafzucht in Böhmen einen sehr beträchtlichen Zuwachs an Originalspanischen Schafen (Merinos) erhalten. Weiland Ludwig XVIII., König von Frankreich, hat im Jahre 1814 dem k. k. Feldmarschall und Hofkriegsraths-Präsidenten, Fürsten Carl zu Schwarzenberg,

dem Befreyer von Frankreich, (gestorben am 15. October 1823) ein Merkmahl seiner Erkenntlichkeit dadurch gegeben, daß er ihm eine Herde von auserwählten Original-Merinos (Widdern und Schafmüttern) zum Geschenke gab. Diese schöne Herde bestand aus 12 Widdern und 23 Mutterschafen von einer spanischen Rasse. Sie wurde auf Befehl des Königs aus dem königlichen Landwirthschafts-Institute zu Rambouillet ausgewählt, und von den königlichen französischen Meiern nach Worlik, einer Herrschaft des Feldmarschalls in Böhmen, begleitet, wo sie das Wirthschaftsamt übernahm.

Diese kostbare Merinos-Herde übertraf alles edle und veredelte Schafvieh, welches Böhmen bis dahin besaß. Nicht leicht konnte man irgendwo so viele schöne Thiere dieser Art vereinigt sehen. Die meisten waren zwischen drey und vier Jahre alt, und wurden bisher einmahl im Jahre, im Junius, geschoren. Alle gaben 8 bis 10 Pfund Wolle, ein Widder gab 11 und ein Mutterschaf 11 ½ Pfund. Die Widder führen ihre eigene Nahmen z. B. L'Abanto (der Gefaltete), Le cornudo (der Wohlgehörnte), Le vigoroso (der Kraftvolle), Le gigante (der Riese), u. s. w. Die Dichtigkeit des Vließes, die Länge und Zartheit der Wolle, die Stärke der Hörner, die kräftige Behängung des Halses und der Brust waren ganz vorzüglich. Böhmens Schafzucht gewann durch diese ausgezeichnete Schafherde jährlich drey Centner der auserlesensten Merinos-Wolle und einen Nachwuchs von mehr als 20 edlen Schafen, von denen der Fürst

einen Theil an andere Landwirthe zur Emporbringung der inländischen Schafzucht jährlich verkaufte.

Am 9. May 1818 war in Worlik eine Versteigerung von sieben, theils zwei- theils dreyjährigen Widdern und Abkömmlingen von dieser schönen Herde, und sie wurden um 32,700 fl. W. W. erstanden, welche nach dem damahligen Curse des Papiergeldes 8700 Rthlr. Silber betragen. Hievon kaufte ein Stück um 8000 fl. und ein Stück um 7000 fl. Seine Durchlaucht, der Herr Fürst Joseph von Schwarzenberg; ein Stück um 6300 fl. und ein Stück um 2000 fl. Seine Durchlaucht, der Herr Fürst Moritz von Lichtenstein; ein Stück um 3900 fl. und ein Stück um 8000 fl. Se. Excellenz, der Herr Graf von Haugwitz; ein Stück um 2500 fl. der Herr Baron von Hildbrandt. Alle Widder zeichneten sich durch einen sehr zweckmäßigen Körperbau, durch die höchste Menge und größte Feinheit der Wolle aus. Der um 8000 fl. erkaufte Widder lieferte schon in seinem zweyten Lebensjahre 7 Pfund 14 Loth rein gewaschene Wolle.

Dem Vergehen folgt die Strafe auf dem Fusse nach.

Ein pflichtvergessener Knabe, der gewöhnlich zur bestimmten Stunde von Hause wegging, um die Schule am akademischen Gymnasium in Wien, wo er studierte, zu besuchen, täuschte am 15. May 1816 seine Ältern und Lehrer dadurch, daß er sich durch den angenehmen Nachmittag, wo die Sonne nach unfreundlichen Wintertagen recht angenehm schien, verleiten ließ, die Zeit der Schule auf der Bastey zuzubringen. Die Lehrer hoffte er durch eine erdichtete Entschuldigung über seine Abwesenheit belügen zu können; die Ältern, meinte er, würden gar nicht vermuthen, daß er anderswo, als in der Schule gewesen sey.

Er ging seinen Weg auf der Bastey fort, und hoffte Gesellschaft zu einem Spiele zu finden. Doch er wurde in seiner Erwartung getäuscht, und nach langem Hin- und Hergehen bekam er lange Weile, welche ihm um so lästiger wurde, da ihn auch sein Gewissen immer erinnerte, daß er gegen seine Pflicht handelte; auch war er

nicht von der Furcht frey, von jemanden Bekannten gesehen und verrathen zu werden.

Um sich mehr den Augen der Vorübergehenden zu entziehen, stieg er auf den breiten, abhängigen Theil der damahligen Brustwehr, und wälzte sich da herum. Endlich legte er sich dahin, wo der Abhang am größten ist, und wälzte sich, indem er die Arme fest an den Leib anschloß, gegen den niederen Theil hinab. Doch da er dieses mit einem starken Anstoße that, kollerte er weiter, als er es selbst vermuthet hatte, und über den Rand hinaus. Der Knabe fiel mehr als zehn Klafter tief in den Stadtgraben, und blieb auf der Stelle todt.

War es nicht pflichtvergessen, die Zeit des Unterrichtes auf einem Spaziergange zuzubringen, und hierdurch Ältern und Lehrer zu hintergehen? Hat der Knabe nicht schwer sein Vergehen gebüsset? Hätte ihm das Unglück begegnen können, wenn er in die Schule gegangen wäre? Lasset euch, liebe Freunde, durch diese Unglücksgeschichte warnen!

Patriotismus und Tapferkeit der Brünner Studenten in den vorigen Zeiten.

Bey vielen Gelegenheiten, wo das Vaterland in Gefahr gewesen ist, hat die studirende Jugend im österreichischen Kaiserstaate herrliche Beweise ihrer Liebe zum Monarchen und Vaterlande gegeben; wenn die Gefahr groß war, hat sie auf den ersten Ruf die Waffen ergriffen, sich in die Reihen der Kämpfer gestellt, und Blut und Leben geopfert.

Noch immer wird der Muth und die Tapferkeit der Wiener Studenten während den Belagerungen der Hauptstadt durch die Türken, gerühmt. Die Prager Studenten haben in den vorigen Zeiten auch tapfer gekämpft, wenn ihre Stadt in Gefahr war. Die neueren Kriege liefern uns eben so rühmliche Thatsachen. Als im Jahre 1797 die Franzosen sich Wien naheten, und alles, was wehrfähig war, zu den Waffen griff, bildeten die Studenten ein eigenes Corps, bewaffneten sich, und zogen gegen den Feind. Der kurz darauf abgeschlossene Friede verhinderte, daß sie ihren Muth und ihre Tapferkeit nicht an dem Feinde bewähren konnten.

Einige Jahre später, als der Feind Böhmen bedrohete, traten die Prager Studenten auf den Kampfplatz, bereit, mit Blut und Leben Monarchen und Vaterland zu vertheidigen.

Gleicher Muth und gleiche Vaterlandsliebe beseelten die Studierenden in andern bedrohten Städten in den vorigen und neueren Zeiten. Hiervon ein Beyspiel, was die Studenten in Brünn für Monarchen und Vaterland gethan haben, wie bereitwillig sie ihr hoffnungsvolles Leben hinopferten, als man ihres Armes bedurfte.

Brünn wird von dem Feinde bedrohet.

In dem dreißigjährigen Kriege, als am 15. Junius 1642, die Festung Ollmütz dem schwedischen Generale Torstenson in die Hände gefallen, war in ganz Mähren Brünn die einzige Stadt, welche dem Feinde noch Widerstand leistete. Ein Heldengeist hatte damahls alle Bewohner Brünns, selbst die studierenden Jünglinge dieser Stadt ergriffen. Torstenson drohete, einen Streifzug nach Brünn zu machen. Schnell wurden alle Vorkehrungen getroffen, um den Feind nachdrücklich abzuwehren; die Stadt wurde mit Schanzen umgeben, und die wehrhaften Männer zu den Waffen gerufen. Die Gymnasial-Schüler griffen nach ihren Kräften bey der Schanzarbeit zu. Es erging von dem Commandanten der Stadt, dem Obersten Ludwig Rattnit de Souches eine Aufforderung an die Jesuiten, welche die Vorsteher und Professoren der Lehranstalten waren, alle waffenfähigen Mitglieder ihres Ordens wehrhaft zu machen. Dieses geschah, aber zugleich schlossen sich 100 Studenten freywillig an die-

selben an, und ließen sich zu allem gebrauchen, wozu sie der Commandant befehligte. Die Schanzarbeiten dauerten fort; die Studenten halfen sie verrichten, übten sich aber zugleich in den Waffen, so daß sie sich nach und nach zu vollkommenen Kriegern bildeten. Der Unterricht in den Schulen hörte deßwegen nicht ganz auf, wo sie freye Zeit hatten, fanden sie sich bey demselben ein.

Der Feind rückt vor Brünn.

Endlich, Anfangs May 1645, nahete sich das schreckenvolle Ungewitter. Torstenson zog mit seiner wilden Reiterey gegen das treue Brünn, und schwor demselben Verderben und Zerstörung.

Da that der brave und kriegeserfahrne Commandant, ein treuer Diener seines Kaisers und Herrn, Ferdinands III., alles, was in seinen Kräften stand, die Stadt seinem Monarchen zu retten. Die Bürger unterstützten ihn auf alle Art. Schon lange hatte dieser wackere Officier durch seine ausgezeichneten Kenntnisse und tiefe Einsicht die Achtung und das Zutrauen, so wie durch sein leutseliges Betragen die Herzen aller Bewohner Brünns sich erworben. Man vertraute auf ihn ganz, man gehorchte ihm blind, man ertrug alle Lasten und Beschwerden mit gänzlicher Hingebung, weil man unter der Leitung eines so biedern und einsichtsvollen Mannes auf baldige Erlösung hoffen konnte. Alle griffen auf sein Geheiß zu den Waffen, um jeden Angriff tapfer abzuschlagen; auch zu den Studenten sprach er durch die Professoren ein gewichtiges Wort: „Es sey nun die Zeit gekommen, wo sie von ihrem Muthe und

ihrer Gewandtheit in den Waffen einen nützlichen Gebrauch machen könnten. Der Feind nähere sich: jetzt fordere der Monarch von allen treuen Unterthanen, jetzt erfordere es das Wohl der Stadt und des gemeinsamen Vaterlandes, alle Streitkräfte zu verbinden, und dem Feinde mit Nachdruck entgegen zu wirken. Jetzt sey die günstige Gelegenheit vorhanden, wo sie dem Monarchen und dem Vaterlande ihre Liebe und Treue beweisen könnten!"

Die Studenten bilden eine Cohorte.

Diese Worte entflammten die feurige Jugend, und ein Durst nach Heldenthaten regte sich in den jugendlichen Gemüthern. Mehr als siebenzig Studenten fühlten in sich Muth und Kraft genug, gleich altgedienten Kriegern die Waffen zu führen. Sie bildeten aus ihrer Zahl eine eigene Cohorte, zwar gering an Mannschaft, aber groß an kriegerischem Muthe: Johann Staff wurde zum Hauptmanne, Rudolph Rzikowsky, ein Rhetor, zum Lieutenant, und Johann Miska zum Fähnrich erwählt, denen alle übrigen willigen Gehorsam leisteten.

Nun thaten sie alles, was einem treuen Krieger zusteht. Sie besserten die alten Festungswerke aus, warfen Verschanzungen auf, baueten Batterien, zogen bey Tag und Nacht auf die Wache, hohlten vom Commandanten Befehl ein, und eilten mit demselben von einer Truppe zur andern.

Muth und Tapferkeit der Studenten.

Den 3. May 1645 nahm die Belagerung ihren Anfang, den 20. August desselben Jahres mußte sie

Torstensohn aufheben. Innerhalb dieser sechzehn Wochen betrugen sich die Studenten wie altgediente Soldaten, wie Männer, die keine Gefahr scheueten. Überall nahmen sie Theil am Gefechte, wo ihre Gegenwart nöthig war; überall harrten sie mit Muth und Standhaftigkeit aus. Versuchte der Feind die Mauern zu besteigen, so wehrten sie ihn tapfer ab; wurden Ausfälle aus der Stadt gegen den Feind gemacht, so fochten sie als Helden: nicht die Wunden derjenigen, welche an ihrer Seite das Schwert der Feinde traf, nicht der Tod jener, die aus ihren Reihen fielen, nicht die Dauer und Anstrengung bey dem hartnäckigen Kampfe konnten ihren Muth erschüttern. Sie fochten für die gute Sache, für Religion, Monarchen und Vaterland, vertraueten auf den Gott der gerechten Sache, und bereiteten sich mitten im Kriegsgetümmel durch Religionsübungen zu dem schweren Kampfe vor. Sie wußten zu gut, daß alle Hülfe und Rettung nur von oben herab komme, und hatten ihr frommes Herz dorthin gerichtet. Oft traf man sie auf dem Wachposten betend an, und obwohl der Tod alle Stunden vor ihren Augen stand, war ihr Gemüth doch heiter und ruhig.

Nur einige Heldenthaten will ich von ihnen erzählen. Am 17. Junius machten 500 Mann von der Besatzung einen Ausfall. Die Schweden, Sieger in so vielen Gefechten und tollkühn durch das Kriegsglück, konnten dem Ungestüme der Belagerten, unter welchen die Studenten mannhaft fochten, nicht widerstehen; sie verließen eilig die Laufgräben, nachdem gegen 80 von ihnen getödtet, und 47 zu Gefangenen gemacht worden waren.

Der Maria-Himmelfahrts-Tag am 15. August 1645 war besonders ein heißer Tag für die brave Studenten-Cohorte. Nachdem dem Feinde so manche Versuche mißlungen waren, sich der Stadt und des Spielberges zu bemächtigen, beschloß er für diesen Tag einen allgemeinen Sturm. Während der ganzen Belagerung war den Studenten die heilige Thomas-Schanze oder die Schanze am heutigen Landhause zur Vertheidigung anvertrauet worden, und sie fochten in derselben wie einst die kleine Zahl Spartaner bey dem Passe Thermopilä, fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben.

Dieses bewährten sie besonders an diesem verhängnißvollen Tage, und hatten sich gegen die Gefahr durch Andacht, durch Empfang der heiligen Sacramente, der Beicht und Communion, am Vortage gestärket. Als sie um vier Uhr des Morgens aus der Kirche, wo sie der Messe beygewohnt hatten, in ihre Schanze an diesem Tage zogen, donnerten ihnen 15 Feuerschlünde entgegen, die Grauen und Verderben um die Braven herum verbreiteten. Unaufhörlich wurde ihre Schanze beschossen, um die Mauern und Vormauern zu durchbrechen, über welche der Feind stürmen wollte.

Der Feind stürmt.

Das Feuer währte bis 6 Uhr Nachmittags fort; schon war die Brustwehr stark beschädiget, ein baufälliger Thurm zerstört, und zwey Öffnungen in die Hauptmauer gewühlt, als der Feind mit größter Erbitterung den Sturm begann, der aber an der beharrlichen Tapferkeit der Studenten scheiterte. Mit 14 Fahnen lie-

fen die Schweden an die Schanze bey St. Thomas zwischen dem Holzthore und Thürel an. An ihrer Spitze ritt Montain, der feindliche Anführer, auf einem stolzen, weißen Rosse, und feuerte seine Schar zur Tapferkeit an; doch bald stürzte er, am Fuße und in der Brust schwer verwundet, vom muthigen Pferde. Schon kletterten die Stürmenden die Mauern hinan; doch die unerschütterliche Standhaftigkeit der Studenten warf sie tapfer zurück, und viele derselben, unter diesen ein Hauptmann, ein Lieutenant, ein Fähnrich und ein Feldwebel blieben todt auf dem Platze.

Die Belagerung wird aufgehoben.

Nach gänzlich mißlungenem Sturme hob Torstenſohn die Belagerung auf, und zog am 23. August beschämt ab, nachdem er über 2000 Tonnen Pulver für Geschütz und Minen fruchtlos verbraucht, und während der 16 Wochen, als er Brünn eingeschlossen hielt, bey 2000 streitbare Männer, und unter diesen manchen braven Officier verloren hatte. Torstenſohn war so mißmuthig über diesen mißlungenen Angriff auf die Stadt, daß er seinen Officieren gestand, er wolle drey Tonnen Goldes darum geben, wenn er diese Belagerung nie angefangen hätte.

Belohnung der Studenten.

Die Studenten-Cohorte erwarb sich durch die muthige Vertheidigung der ihr anvertrauten Schanze einen ewigen Ruhm. Man erzählt, daß Kaiser Ferdinand III. durch ein eigenes Belobungsschreiben ihre Verdienste gewürdiget, und jene Studenten, welche sich

vorzüglich ausgezeichnet hatten, in den Adelstand erhoben habe. Die Bürger bezeigten den Braven ihre Achtung dadurch, daß sie ihnen jene Schanze, welche sie so tapfer vertheidiget hatten, zum Unterhaltungs- und Spielplatze schenkten. Daher sie noch heut zu Tage die Studenten-Schanze heißt. Der tapfere Vertheidiger der Stadt, Souches, dessen Grabmahl in der Kirche zu St. Jacob rechts dem Hochaltare sich befindet, rief noch lange darauf den Studenten, denen er begegnete, zu: „Seyd mir gegrüßt, brave Studenten!“

Der Bauer auf dem Balle.

In dem Winter 1817, wo durch die mißrathene Ernte im Sommer der Preis der Lebensmittel übermäßig gestiegen, und durch Arbeitslosigkeit die Noth der ärmeren Volks-Classe noch mehr vermehret worden war, beeiferten sich die wohlhabenderen Einwohner des ganzen österreichischen Kaiserstaates mit wohlthätiger Menschenliebe, die Lage der Dürftigen durch Gaben aller Art zu verbessern.

So veranstaltete ein Edler Siebenbürgens zu Maros-Vasarhely einen Ball, bey welchem Gaben für die Nothleidenden des Ortes zusammen gelegt werden sollten. Bey der Thür des Saales standen Freunde des Hauses bereit, welche von jedem eintretenden Ballgaste die Gabe abnahmen. Da zeigte sich ein Bauer, zwar ärmlich, aber doch reinlich gekleidet, und bath um Einlaß gegen dem, daß er hundert Gulden für die Armen darbringen wolle. Man sah ihn mit großen Augen an, und da der Ball nur für den Adel und für Leute aus gebildeten Ständen bestimmt war, so wagte man es nicht, dem Bauer ohne Erlaubniß des Ballgebers den Eintritt zu gestatten. Doch diesem war jeder, der den

Armen eine Gabe spendete, willkommen; er selbst führte den Unbekannten gastfreundlich ein, und wies ihm einen Sitz an.

Der Bauer betrug sich anständig nach seiner Sitte; er fühlte sich ganz behaglich in dieser vornehmen Gesellschaft, und ließ sich Speise und Trank, die ihm reichlich gereicht wurden, gut schmecken.

Viele Neugierige versammelten sich um den unbekannten Gast; der Bauer war nicht verlegen; er sprach mit jedem ohne Scheu. Da man sich verwunderte, daß er bey seinem ärmlichen Äußeren eine so große Gabe für die Hülfsbedürftigen dargebracht habe, gestand er unverhohlen, daß er wirklich arm, sehr arm sey, daß ihm aber sein Grundherr, den er nicht nennen dürfe, die hundert Gulden mit dem Auftrage eingehändiget habe, sie beym Ballfeste zu übergeben, und daß er diese Gelegenheit benützt habe, selbst am Feste Theil zu nehmen.

Die Offenherzigkeit gefiel allen sehr wohl, und um dem armen Bauer eine recht vergnügte Nacht, an die er sich lebenslänglich erinnern sollte, zu bereiten, machte der junge Adel heimlich eine kleine Sammlung für denselben, und bald waren 60 Gulden beysammen, die man ihm mit guter Art übergab. Der Bauer nahm das Geld mit dankbarer Rührung an, und sagte, daß er durch die gute Aufnahme in eine so verehrungswürdige Gesellschaft genug geehrt sey, und diese 60 Gulden, die nun sein Eigenthum wären, gern für die Nothleidenden hingäbe, damit nicht er allein umsonst bey dem Balle sey. Er gab das Geld hin, und entfernte sich mit dem Bewußtseyn, in seiner Dürftigkeit an Ärmeren wohlthätig gehandelt zu haben.

Die pohlnischen Bauern in Galizien.

Ehemahliger Zustand der galizischen Bauern.

Traurig, höchst drückend, ja erbarmenswerth war der Zustand des Bauern in Galizien, als bey der Theilung Pohlens im Jahre 1772 das Königreich Galizien und Lodomerien an Österreich kam. Er war im strengsten Sinne Leibeigener, das ist, das Eigenthum seines Herrn, der ihm Grund und Boden zur Bearbeitung lieh, und von ihm alle Dienste, Zinsen und Abgaben, die er nur immer leisten konnte, dafür forderte. Seine Kinder, die auf diesem geborgten Grunde zur Welt kamen, wurden ebenfalls Leibeigene, über welche der Grundbesitzer gleiche Rechte ausübte, und die wie ihre Ältern hart gedrückt wurden. Der arme Bauer war das Spiel der Launen seines Gutsherrn, der ihn oft auf die schimpflichste Art mißhandelte, ohne daß er bey der pohlnischen Staatsverwaltung Schutz gegen diese Bedrückungen hätte finden können.

In Galizien betrachteten sich nur der Adel, die Geistlichkeit, und die wenigen Bewohner der freyen

Städte als Staatsbürger; alle übrigen Bewohner dieses großen und fruchtbaren Landes waren Leibeigene. Nur erstere waren die Eigenthümer von Grund und Boden; ihnen gehörte alles, was der Schweiß der Unterthanen auf demselben hervorbrachte, und was auf demselben lebte und sich nährte. Der Grundbesitzer theilte dem Leibeigenen ein Stück Grund zu, von dessen Ertrage er nur kümmerlich zu leben bekam; alles, was das mühsam bearbeitete Ackerland mehr eintrug, kam dem Grundherren zu Nutzen, so wie der Leibeigene mehr im Dienste seines Herrn, als auf seinem geborgten Gute arbeiten mußte.

Drückende Lasten des Bauers.

Man sollte es kaum glauben, unter welchen schweren Lasten der unglückliche Bauer in Galizien damahls seufzete? So oft es der Grundherr befahl, selbst an Sonn- und Feyertagen mußte der Bauer mit allem seinen Zugviehe Frohndienste, das ist, unentgeldliche Arbeiten bey dem Grundherrn verrichten, und dessen Erzeugnisse, Waaren und Geräthschaften viele Meilen weit verführen, ohne daß dieser nur für die nöthigste Nahrung des dienenden Bauers gesorget hätte. Oft blieb ihm keine Zeit, seine eigene Wirthschaft nur obenhin zu bestellen. Wie sollte sie ihn gut nähren? Gehorchte er nicht auf das Wort, so waren Schläge sein Lohn.

Was der Bauer mühsam auf seinen Gründen erzeuget hatte, mußte er dem Grundherrn oder dessen Beamten um einen niedrigen Preis, den diese bestimmten, überlassen; entgegen aber, um dem Bauer den letzten

Pfennig zu entziehen, wurde er verhalten, von denselben eine bestimmte Menge Branntwein und andere Bedürfnisse zu einem sehr hohen Preise zu übernehmen.

Die erwachsenen Söhne und Töchter nahm der Grundherr in seinen Dienst, um sie nach Möglichkeit zu benützen. Schlechte Kost oder ein sehr geringer Lohn war alles, was er ihnen für die harten Arbeiten reichte. Blieben sie bey ihren Ältern, so mußten diese einen Wohnungszins für dieselben der Herrschaft verabreichen. Von allem, was durch mühsame Arbeit auf dem Bauerngute hervorkam, mußte der Zehend, das ist der zehnte Theil als Abgabe, gegeben werden. Da gab es einen Obst-, Tabak-, Eyer-Zehend; einen Geflügelzins; so gar ihre Gänse wurden jährlich im Sommer nach der Brutzeit für die Herrschaft gerupfet, damit diese Federn und Flaumen für ihre weichen Betten erhielt. Den herrschaftlichen Flachs und Hanf mußten die Weiber und Töchter unentgeldlich spinnen. Heirathete die Tochter eines Bauers in ein Dorf, welches auf einer fremden Herrschaft gelegen war, so mußte sie einen schönen Marderbalg abliefern, oder den Werth desselben in Geld bezahlen. Das schlechte Vieh: Kühe, Schweine, Schafe, Ziegen, welches die Herrschaft zur Zucht nicht mehr brauchen konnte, mußten die Dorfgemeinden kaufen, und zur Verzehrung für die Bauern schlachten. So wurde ihnen auch alles verdorbene Getränke gegen hohes Geld aufgedrungen, daß sie ja keinen guten Bissen und keinen labenden Trunk bey ihrer schweren Arbeit haben sollten. Wahrhaftig ein erbarmenswürdiges Volk!

Führte der Bauer das Obst, Getreide, die Eßwaaren, Häckerling, und alles das, was er nach so vielen und drückenden Abgaben noch erübriget hatte, zu Markte, so mußte er davon einen gewissen Theil in dem herrschaftlichen Hofe abladen, und nebstbey von dem gelöseten Gelde eine beträchtliche Abgabe für den gestatteten Verkauf bezahlen.

Nachtheilige Folgen dieser Bedrückungen.

Auf diese Art pflegte der arme galizische Bauer sein Feld nicht für sich, sondern nur für seine Herrschaft. Auch der Ochs ackert nicht für sich, sondern für seinen Herrn; dafür ist er aber gut gehalten und genährt, welche Wohlthat dem armen Bauer nie zufloß.

Die natürliche Folge dieser Bedrückung war, daß der Bauer alle Lust zur Arbeit, die ihm keinen Nutzen brachte, verlor, nur gezwungen arbeitete, und nie sich bemühere, seine Wirthschaft empor zu bringen, weil der bessere Ertrag derselben nicht ihm, sondern dem Grundbesitzer zufloß. Seinen Unmuth bey den steten Mißhandlungen suchte er im Branntweine zu ersticken, und Trunkenheit war ein vorherrschendes Laster bey den galizischen Bauern, das bey weitem noch nicht ausgerottet ist. Den Güterbesitzern war daran gelegen, daß viel Branntwein, dessen Erzeugung und Ausschank sie gewöhnlich den Juden verpachteten, verzehret wurde, weil sie einen sehr großen Pachtzins von denselben bezogen, wenn die Pächter viel an die Bauern absetzen konnten, und leider suchten sie den Hang der Bauern zum Branntwein-Trinken mehr zu befördern als abzustellen.

Thierischer Zustand der Bauern durch die Trunkenheit.

Diese Trunkenheit lähmte auch alle Geisteskräfte der Bauern, und da für ihre Bildung in Schulen wenig oder gar nicht gesorgt war, so wuchsen sie in Rohheit und Dummheit auf. Traurig für den gefühlvollen Reisenden, der in jedem Menschen das vortrefflichste Werk der Schöpfung und seinen Bruder achtet, war der Anblick dieser verwahrloseten Menschen, die in dem unmäßigen Genusse des geistigen Getränkes Erheiterung in ihrer bedrängten Lage und ihr einziges Vergnügen suchten, und sich eben dadurch bis zum unvernünftigen Thiere herabwürdigten. Da sah er bey den Schenkhäusern, besonders an Sonn- und Feyertagen den Weg mit Männern und Weibern bedeckt, die sich, bis zur Vernunftlosigkeit berauscht, auf die Erde hingeworfen hatten, und sich im Staube wälzten. Die Schenken selbst waren vollgestoppt von lärmenden Bauern, welche bey erhitzten Köpfen über Betrunkene hinwegstiegen, die der Weingeist schon zu Boden gestreckt hatte, und durch diesen scheußlichen Anblick sich nicht abhalten ließen, auf gleiche Weise ihre Sinne zu betäuben. Von frühem Morgen bis zum späten Abend dauerten diese Trinkgelage fort, und alles wurde schon zum Voraus verschlemmt, was die künftige Ernte bringen sollte. So war der Bauer immer in Dürftigkeit und der Sclave seines Grundbesitzers und des jüdischen Schenkwirthes, der ihm den Branntwein auf Borg gab. Eine gewisse Empfindungslosigkeit für alle angenehmeren Gefühle, ein gedankenloses Dahinbrüten, Gleichgültigkeit gegen

alle äußeren Umstände, waren Charakter-Züge bey dem galizischen Bauer.

Die österreichische Staatsverwaltung suchte dem gedrückten Bauernstande aufzuhelfen.

So war der Bauer in Galizien beschaffen, als dieses fruchtbare Land an Österreich kam. So wohl die Grundgesetze der menschenfreundlichen Staatsverwaltung Österreichs, die jedem Unterthan die ihm gebührenden Rechte einräumt, und ihm einen sicheren und frohen Lebensgenuß zu verschaffen unaufhörlich bemühet ist, als auch der Geist des Zeitalters, dem schwer belasteten Bauernstande, welcher die für alle übrigen Stände unentbehrlichen Lebensbedürfnisse der Erde abgewinnen muß, in allen Ländern nach Möglichkeit aufzuhelfen, bestimmten Kaiser Joseph II., den galizischen Bauern alle Erleichterungen, deren sie fähig waren, zu verschaffen, und sie allmählich zu jener Stufe der Ausbildung zu bringen, welche allein ihr wahres bürgerliches Wohl begründen kann. Was dieser menschenfreundliche Monarch angefangen hat, haben seine Nachfolger, Kaiser Leopold II. und unser unvergeßlicher Kaiser Franz I. unabläßig fortgesetzt.

Die Lasten werden gemindert.

Gleich bey der Übernahme dieses Landes wurden die gröbsten Bedrückungen, unter denen die galizischen Bauern seufzeten, beseitiget, und jene lächerlichen und drückenden Dienstbarkeiten und Abgaben, von denen oben die Rede war, aufgehoben. Damit der Landmann Zeit gewinne, seine Felder emsig zu bebauen, die er-

zeugten Früchte zu ernten, und sie ungehindert zu Markte zu bringen, wurden die willkührlichen und unbestimmten Frohndienste, welche der Gutsbesitzer jeden Tag nach Belieben fordern konnte, abgeschafft, und festgesetzt, daß kein Bauer mehr als drey Tage in der Woche für die Herrschaft zu arbeiten verpflichtet sey. Es wurden Kreisämter errichtet, welche den Bauer in den ihm zugestandenen Erleichterungen beschützen, ihm seinen Zustand erleichtern sollten, und bey denen er sich gegen jede ungerechte Bedrückung beschweren konnte. Das gute Herz des Landesvaters würde dem Bauer noch mehr Rechte und Erleichterungen verschafft haben, wenn man nicht befürchtet hätte, daß der verwahrlosete, halb rohe, stumpfsinnige Bauer, wenn er plötzlich in einen zu gemächlichen Zustand versetzt würde, sein Glück nicht ertragen könne, übermüthig werden würde, und daß er das, was man zu seinem Wohle angewendet hätte, zu seinem Schaden mißbrauchen würde, wie es bey rohen Sclaven, die frey wurden, geschehen ist. Hat man doch Beyspiele, daß Leute, welche in Dürftigkeit gelebt haben, durch eine ihnen zugekommene große Erbschaft, oder durch unverhofft erlangte Glücksgüter höchst unglücklich geworden sind, weil sie sich nicht zu beherrschen, und das erlangte Gute nicht zu benützen wußten? Daher war ein bedächtliches Fortschreiten in den Anstalten zur Erleichterung des galizischen Bauers sehr weise.

Die Leibeigenschaft wird aufgehoben.

Als nun die Unterthanen durch diese wohlthätigen Verfügungen der neuen Oberherrschaft von den drückend-

sten Lasten befreyet worden waren und anfingen, ihre verbesserte Lage zu fühlen, und die väterliche Fürsorge ihres Monarchen zu erkennen, so glaubte die österreichische Staatsverwaltung, sie durch eine neue Wohlthat mehr für sich zu gewinnen: sie hob die Leibeigenschaft ganz auf, so daß der Bauer nicht mehr das Eigenthum des Grundbesitzers blieb, und dem Eigenwillen desselben nicht mehr Preis gegeben war. Man hoffte den Unterthan hierdurch aus dem Zustande von Erniedrigung, Gleichgültigkeit und der Stumpfsinnigkeit zur Achtung seiner selbst, zum Bestreben, seiner Lage durch eigene Thätigkeit mehr aufzuhelfen und zum Bewußtseyn seiner Kraft und Würde zu bringen, und ihm nach und nach zu jener standesmäßigen Bildung zu verhelfen, deren sich die meisten Bauern des weitläufigen österreichischen Kaiserstaates erfreuen. Dieses alles kann freylich nicht in kurzen Zeiträumen bewerkstelliget werden; dazu gehört ein halbes, ja ein ganzes Jahrhundert; aber desto unabläßlicher war die wohlwollende österreichische Staatsverwaltung bemühet, dem Bauernstande in Galizien immer mehr aufzuhelfen, seine Rechte durch die Kreisämter zu beschützen, und ihm durch taugliche Seelsorger und wohleingerichtete Schulen eine weitere Ausbildung zu verschaffen.

Der Ackerbau wird schlecht betrieben.

Der galizische Bauer besitzt Gründe, die ihn bey der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens in den meisten Gegenden reichlich ernähren sollten, wie dieses bey den deutschen Ansiedlern in Galizien der Fall ist; aber sie

liefern kaum die Hälfte des Ertrages, den ein geschickter Landwirth aus denselben ziehen würde. Der galizische Bauer pfleget seine Äcker schlecht; er dünget sie nicht einmahl nach Erforderniß. Erst von den Deutschen, die sich unter der österreichischen Regierung dort niedergelassen haben, hat er dieses Befruchtungsmittel benützen gelernt. Er ist aber auch nicht sorgfältig, Dünger zu sammeln. Er hält nicht die gehörige Anzahl Vieh im Stalle, und dieses bringt den größten Theil des Sommers auf der Weide zu, wodurch der nützliche Dünger verloren geht. Im Winter kann er es aus Mangel des Futters nur schlecht oder gar nicht ernähren, weil er die Wiesen nicht pfleget und keine Futterkräuter anbauet; er verkauft manches Stück im Herbste, und eben dadurch wird es ihm nicht möglich, den für seine Gründe benöthigten Dünger zu sammeln.

Viehzucht.

Das Zugvieh, welches der Bauer zur Betreibung seiner Wirthschaft hält, ist gewöhnlich unansehnlich und schwach. Der galizische Bauer besorgt es nicht emsig. Die Pferde und Ochsen werden gewöhnlich zu frühzeitig, ehe sie noch ganz ausgewachsen sind, zum schweren Zuge unausgesetzt und über ihre Kräfte angehalten, und dabey nicht kräftig genährt. Vom ersten Frühjahre bis in den späten Herbst müssen sich die Zugthiere auf magern Hutweiden ihre Nahrung selbst suchen. So bald sie ihre Arbeit verrichtet haben, werden sie dahin gejagt, und bringen dort selbst die Nacht ohne alle Aufsicht zu. Im Winter, wenn die Erde mit tiefem Schnee bedeckt ist, bleiben sie in schlecht verwahrten Ställen, und erhalten

meistens nur Stroh zum Futter; daher viele im Frühjahre auch so kraftlos sind, daß sie sich kaum auf den Füßen erhalten können. An fleißiges Putzen und Reinigen der Pferde, an das Schwemmen derselben denkt der galizische Bauer eben so wenig, als auf Veredlung des unansehnlichen Schlages. Bey so schlechter Beschaffenheit des Zugviehes kann es auch bey weitem nicht jene Arbeiten verrichten, die man in andern Ländern von demselben fordert. Was in Österreich und Böhmen zwey Pferde thun, dazu braucht der galizische Bauer acht. So werden zur Verführung einer Klafter Holz gewöhnlich fünf bis sechs zweyspännige Wagen erfordert.

Die österreichische Staats-Verwaltung ist besorgt, auch die Viehzucht in Galizien, zu welcher dieses Land durch die weitläufigen Weiden besonders geeignet ist, empor zu bringen. Sie hat eigene Belohnungen denjenigen zugesichert, welche das schönste Vieh ziehen. Dieses Mittel wird in der Folge gewiß wirken; da die deutschen Ansiedler, welche ganze neue Dorfschaften bewohnen, hierin mit gutem Beyspiele vorangehen, und jene Galizier, welche nach vollendeten Kriegsdienstjahren in ihre Heimath zurück kehren, bessere Erfahrungen, mehr Thätigkeit, Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit zurück bringen.

Wirthschaftsgeräthe.

So elend wie das Zugvieh sind auch die Wirthschaftsgeräthe des galizischen Bauers. Er verfertiget sich dieselben meistens selbst. Man sieht daran wenig Eisen. Weder die Hufe seines Pferdes noch die Räder seines Wagens sind damit beschlagen. Die Radfelgen

macht er aus einem einzigen gekrümmten Baumstücke, und ob sie einen ganz runden Kreis bilden, daran ist nichts gelegen. Oft schließen sie nicht einmahl recht zusammen. Liegt eine schwere Last auf dem Wagen, so werden sie auf steinigem Wege unfehlbar zusammen gedrückt.

Bey den Pferden findet man selten ein Kumet und ein Riemenwerk. Alles wird durch Stricke und Bastseile, selbst auch durch Ketten ersetzt. Bey diesem elenden Pferdegeschirre werden die kleinen Rosse oft bis auf das Blut geschunden.

Die Bespannung der Ochsen erfordert noch weniger; ein an der Deichsel befestigtes hölzernes Joch, aus Baumästen zusammengefügt, in welches der Hals der Ochsen paßt, und das auf die Schultern aufliegt, daß sie den Wagen ziehen können, ist die einzige Vorrichtung bey diesem Fuhrwerke.

Wohnungen.

Die Wohnungen des galizischen Bauers zeigen auch an, wie weit er an Wohlhabenheit und Bildung gegen die Landwirthe in andern Ländern zurück steht. In einem ganzem Dorfe findet man selten ein Haus von Steinen oder Ziegeln erbauet. Alle sind von Holz schlecht zusammen gefügt, auch wohl nur von Strohseilen oder Ruthen geflochten und mit Lehm beworfen. Die Wohnstube wird durch Fenster erhellet, welche kaum Spannen groß sind.

Nirgends trifft man einen Ofen an. Das Feuer brennt ganz frey in der Stube, und der Rauch muß seinen Ausgang durch die Fenster, durch die Ritzen der

Wände oder der Decke suchen. Wenn ja noch ein Schorstein angebracht ist, so führt er den Rauch nur außerhalb die Stube unter das Strohdach oder in das Vorhaus.

Vom Hausgeräthe ist in der Stube nichts zu sehen. Bequemlichkeit und Zierde sind dem rohen und schmutzigen Bauer ganz fremde Dinge. Da sieht man sich vergebens um einen Tisch, Stuhl oder Sessel um. Eine hölzerne Bank von ungehobelten Bretern muß die Stelle derselben vertreten. Zum Nachtlager hat der Bauer eine elende zusammen genagelte Bettstelle, mit Stroh gefüllt, und höchstens mit einem groben Grastuche überdeckt. Oft mangelt auch diese, und das Stroh ist auf der bloßen Erde ausgebreitet. Federbetten, Leintücher, Kissen sucht man hier vergebens.

Stallungen.

An diese Wohnstuben stoßen die Ställe. Sie sind aus gleichem Materiale erbauet, oder bestehen aus Pfählen, welche durch ein Geflecht von Weiden oder Stroh mit einander verbunden werden; sie sind so kalt, daß sich die Hausthiere bey großer Kälte in denselben kaum erhalten können. Deßwegen nimmt der Bauer die Melkkühe, so wie die Jungen, welche die Kühe, Ziegen, Pferde und Schweine erst geworfen haben, zu sich in seine Wohnstube sammt den Müttern auf, damit sie durch die Kälte nicht Schaden leiden.

Scheuern hat der galizische Bauer selten. Die von dem Felde nach Hause geführten Garben werden in runden oder vierseitigen Schobern (Hurten), hoch aufgeschichtet, und mit Stroh dicht überlegt, damit der Re-

gen nicht durchdringe. Hiervon drischt der Bauer auf einem freyen Platze vor seinem Hause von Zeit zu Zeit so viel aus, als er zu seinem Verbrauche oder Verkaufe bedarf. Gewöhnlich werden statt des Dreschens die Feldfrüchte durch die Pferde ausgetreten.

Gärten.

Neben den Gebäuden befindet sich ein Garten als Grasland oder zum Anbaue von Kraut, Erdäpfeln, rothen und weißen Rüben, auch wohl von Hanf und Flachs. Obstbäume trifft man da nicht an; nur Weiden wachsen in dem fetten Boden, der das herrlichste Obst zur Reife bringen könnte. Diese Weiden müssen dem Landwirthe in holzarmen Gegenden nicht nur das benöthigte Brennholz liefern, sondern er flicht von den Ruthen derselben seine Zäune, Stallung und auch wohl die Wände des Wohnhauses. Der Gartenzaun wird jeden Winter in der Stube verbrannt, und im Frühlinge wieder neu hergestellt. Hat ja ein Landwirth in seinem Garten einen jungen Obstbaum gepflanzt, so wird er im Winter, weil er nicht verwahret ist, vom Wilde oder Hausviehe abgefressen und zertreten.

Diese elenden Häuser liegen nicht in Reihen neben einander. Man findet in einem Dorfe nicht zwey solche Hütten, die in der nähmlichen Linie gebauet wären. Das eine Haus stehet mit einem Winkel der Straße zu, das andere kehrt derselben die Hinterwand zu; ein drittes dehnet sich der Länge nach an der Straße aus; und so liegen alle Häuser eines Dorfes unordentlich neben einander, und stellen mit ihren vermoderten Strohdächern, auf welchen Gras, Moos, Stauden und junge Weiden wachsen, ein sonderbares Bild dar.

Kleidung.

So armselig die Wohnungen des galizischen Bauers sind, so einfach ist seine Kleidung. Das Weib erscheint oft nur in das grobe Grastuch gehüllt, der Mann im Hemde, welches über das leinene Beinkleid hinab reicht. Da kennt man keine Mode; weder Stoff noch Schnitt noch Farbe haben sich seit Jahrhunderten geändert. Auf Pracht und Staat, ja auf Reinlichkeit im Anzuge hält man da wenig. Die ganze Bekleidung besteht im Sommer aus grober Leinwand und Strohhüten, im Winter aus Schafpelzen oder Überröcken aus grobem Tuche, welche beyde manchmahl einen ledernen Überzug haben, und aus Pelzmützen.

Das ganze Gewand hängt leicht über den Leib hinab', und wird mit einem Stricke oder Riemen bey gemeinen Leuten, bey wohlhabenderen aber mit einem breiten Gürtel, der mit Messingplatten und Ringen dicht besetzt ist, um die Mitte zusammen gehalten.

Das weibliche Geschlecht unterscheidet sich in der Form des Kleides wenig von dem männlichen, außer daß es öfters ein blaues Überkleid von etwas besserem Tuche und um den Kopf ein weißes leinenes Tuch trägt. Stiefel haben Männer und Weiber, aber so groß und weit, daß die Füße statt der Strümpfe mit Stroh dicht umwickelt werden können. Dadurch wird der Gang sehr schwerfällig. Um die Kleidung der Kinder bekümmert man sich nicht viel; sie gehen selbst im Winter barfuß und halb nackt außer den Häusern im Schnee herum.

Nahrung.

Die Nahrung des galizischen Bauers besteht bloß in dem, was er selbst erzeuget, und ist nichts weniger als lecker. Der Bauer auf dem flachen Lande, wo der Boden fruchtbar ist, ißt Rocken- und Gerstenbrot, in Gebirgsgegenden Haferbrot. Das ist aber nicht jenes wohlschmeckende Brot unserer Landwirthe, an welchem der Gaumen der Städter sich ergetzet. Der galizische Bauer schrotet seine Körner grob auf einer Handmühle, und bäckt aus diesem Gemisch von Sprey, Kleyen und Mehl sein Brot, dem wir gar keinen Geschmack abgewinnen können.

Zu diesem schlechten Brote ißt er bey seiner Mahlzeit gekochte Erdäpfel, Heidegrütze, Mais, Sauerkraut, Rüben und eine Suppe aus Haferschrot oder von dem Wasser der gesäuerten rothen Rüben; alles dieses richtet er mit Speck, jedoch nur mager und schlecht zu. Fleisch kommt selten, und nur bey wohlhabenden Landwirthen auf den Tisch, und da nur Hammel-, Schaf- oder Schweinenfleisch.

Die Bauern, welche sich zur griechischen Kirche bekennen, genießen in der langen Fastenzeit ihre schlechten Speisen nur mit Leinöhl zugerichtet; der Genuß der Eyer, Milch und Butter ist ihnen damahls untersagt. Wie möchte wohl meinen lieben Lesern Sauerkraut mit ranzigem Leinöhle übergossen, schmecken?

Branntwein ist das einzige Getränk, welches der galizische Bauer sucht und liebt. Der Wein, von dem das Land nichts erzeugt, ist ihm zu theuer. Obstmost (Cider) gibt es nicht, weil man wenige Obstbäume

pflegt; das Bier ist gewöhnlich auf dem Lande schlecht, und für den Gaumen des gemeinen Mannes, den nur der geistige Branntwein kitzeln kann, ganz unschmackhaft.

Beschwerlichkeiten auf Reisen in Galizien.

So lebt der Bauer in Galizien. Welcher Abstand von der Lebensart der Landwirthe auf dem flachen Lande in Österreich, Böhmen, Mähren, Steyermark und andern Ländern des österreichischen Kaiserstaates, wo Ackerbau und Viehzucht blühen. Entfernt man sich auch weit von den Hauptstädten und Landstraßen in diesen Ländern, so trifft man noch immer wohlgebaute Dörfer, gut bestellte Felder, und wohlhabende Landleute an, die dem Reisenden Herberge, auch die nothdürftige Nahrung, wenn auch nur geschmackes Brot, gute Milch, Butter, Eyer, ein gutes Glas Wein oder Bier reichen können. An schmackhaftem Obst ist fast nirgends Mangel.

Ganz anders ist es in Galizien; da sollte der Reisende, wenn er sich von der Hauptstraße entfernt, (und auch auf dieser sind die Wirthshäuser gewöhnlich schlecht bestellt), sein Bett, seinen Mundvorrath, sein Getränk, ja selbst sein Küchengeschirr mitnehmen. Kommt man des Abends, von der Reise ermüdet, in einem Dorfe, Flecken oder Städtchen in Galizien an; so findet man oft nicht einen reinlichen Bund Stroh, um seine matten Glieder auf demselben auszustrecken. Oft sucht man vergeblich einen Brunnen, aus dem man reines Wasser schöpfen könnte. Das Bier, welches der Wirth anbiethet, ist trübe und sauer; Wein ist nicht zu bekommen; der Branntwein für den deutschen Gaumen kaum

genießbar. Frägt man nach dem Hauptbedürfnisse des Lebens, nach Brot; so erhält man ein Gemengsel von Mehl und Kleyen, welches in Asche schlecht gebacken, und kaum zu verdauen ist. Hat man ja einige frische Lebensmittel aus Vorsicht mit sich genommen, und will man dieselben sich zubereiten, so fehlt es wieder an dem Küchengeschirre. Wer keinen Mundvorrath mitführt, der kann mit dem Gelde in der Hand von einem Hause zum andern wandern, um Milch in unreinlichen Töpfen, ein Stückchen Fleisch, Eyer, Erdäpfel u. dgl. um einen übermäßigen Preis zu bekommen. Alles dieses ereignet sich in Örtern, wo selbst ein Wirthshaus bestehet, das aber nur für Branntwein-Trinker eingerichtet ist; denn der Wirth gesteht offenherzig den fremden Gästen, daß er Reisenden nichts zu essen gebe.

Vermögenszustand der Bauern.

Armuth trifft man in den meisten Bauernhütten an. Wohlhabenheit ist selten, und diese besteht in aufgesammelten Vorräthen an Getreide, an Leinwand, selten in Gelde. Der Wohlhabendere lebt nicht besser als der Arme, sein Tisch ist nicht mit schmackhafteren Speisen besetzt, nur mehr Branntwein trinkt er; denn hierin besteht sein größtes Glück. Sein Haus, Garten, Feld sind so wie bey dem Armen bestellt; er hat kein besseres Geräthe, keine bequemere Wohnung, kein schöneres Kleidungsstück. Alle diese Dinge haben keinen Reitz für ihn.

Der galizische Bauer ist gutmüthig, gegen Fremde gefällig, selbst gastfrey, aber roh und unwissend. Bildung und sittliche Cultur trifft man nur bey den deutschen Ansiedlern an, die auch wohlhabender und arbeitsamer sind. Man sollte glauben, daß der galizische Bauer sich in seiner gedrückten Lage höchst unglücklich fühlen müßte. Doch nein, er ist zufrieden mit allem, und ihn reitzet nichts. Der Hang zur Trunkenheit hat ihn in einen empfindungslosen Zustand, wo die Vernunft immer betäubt ist, versetzt, und die Trägheit, die ein vorherrschender Zug in seinem Charakter ist, macht ihn mit dem Wenigen zufrieden, was er hat, weil er sich ein Mehreres und Besseres durch Arbeit verdienen müßte.

Die unselige Trunkenheit lähmt bey dem galizischen Bauer alle Kräfte der Seele, und erstickt in ihm jedes Bestreben, sich und seine äußeren Umgebungen zu veredeln. Seine Nerven sind abgestumpft, und nichts kann sie mehr reitzen als Branntwein; er hat für jedes edlere Getränk, für jede bessere Nahrung allen Geschmack verloren.

Trägheit.

Die Fruchtbarkeit des Bodens kennt er aus Erfahrung, und weiß, daß er ihm, wenn er auch noch so nachläßig bearbeitet wird, doch so viel einbringen werde, als er braucht, um nach der Ernte den Branntwein zu bezahlen, den er indessen bey dem Juden auf Borg getrunken hat.

Seine Trägheit hält ihn zurück, auf einen Nebenerwerb zu denken. Nur der pohlnische Jude, auf welchen der Bauer in Galizien all sein Vertrauen setzt, ist noch im Stande, ihn zu einer Arbeit neben dem Feldbaue zu bewegen, die etwas einträgt. Am liebsten beschäftiget er sich noch mit Fuhrwerk. Die Bienenzucht, die aber ohne alle Kunst betrieben wird, der Handel mit Salz, Zwiebeln, die Verfertigung von Schindeln und ähnlichen leichten Beschäftigungen geben nach der Lage des Ortes und der sich darbiethenden Gelegenheit noch einigen Nebenverdienst. Die Weiber verfertigen grobe Leinwand. Auch erwerben manche ihren Unterhalt in den Bergwerken. Die Gebirgsbewohner sind thätiger; die Rußniaken aber betreiben den Ackerbau viel emsiger als die Pohlen.

Es würden sich viele Gelegenheiten darbiethen, daß der Bauer sich leicht etwas erwerben könnte: aber er hat keine Lust dazu. Nur durch Zwang kann er dahin gebracht werden, daß er, selbst gegen angemessene Bezahlung, für einen andern etwas arbeitet.

Diese angetrunkene Trägheit verhindert ihn auch, die Pflichten eines sorgsamen Gatten und Vaters zu erfüllen. Nicht die Liebe zu den Kindern und zum Weibe kann ihn reitzen, ihnen durch Arbeitsamkeit ein besseres Loos zu bereiten. Sein Weib folgt dem Beyspiele des Mannes, und damit das Kind dem Vater ähnlich werde, gibt es dem Säuglinge Branntwein, statt ihm die Brust öfters zu reichen.

Unreinlichkeit.

Er fühlt keine Nothwendigkeit, sein Haus reinlich zu halten. Die Kinder wachsen in Unsauberkeit auf, und finden im Schmutze ein Wohlbehagen. Er kennt das Angenehme einer hübschen Kleidung nicht, wäscht sich selten, und kämmt seine Haare nie. Daher wird bey den Bauern so häufig der Weichselzopf angetroffen. Das ist eine sehr eckelhafte Krankheit. Die unreinen Säfte des Körpers setzen sich in die Haare ab, und kleben diese auf eine ganz eigene Art so zusammen, daß sie durch keine Mühe aus einander gekämmt oder gewickelt werden können. Wird dieses stinkende und eckelhafte Gewirre der Haare zu früh abgeschnitten, so erfolgt daraus eine Schwächung des ganzen Körpers.

Doch auch diese lästige Krankheit kann die Bauern nicht verleiten, mehr Sorgfalt auf ihre Haare und auf Reinlichkeit zu verwenden, und sie scheuen jede Hülfe des Arztes bey derselben.

Religion.

Aus allem diesem ist leicht abzunehmen, auf welcher niedrigen Stufe der Geistesbildung der galizische Bauer noch steht. Auf Religion hält er zwar fest; aber sie äußert sich durch fleißigen Besuch der Kirche, durch Gebeth, bey welchem er auf den Knien in der Kirche herumkriecht, und die Stirn auf das Steinpflaster stoßet, durch Wallfahrten und dergleichen äußerliche Religionsübungen mehr, als durch gute Gesinnungen und rechtschaffene Handlungen. Den Priester hält der Bauer in großen Ehren, und trauet ihm so viel zu, daß er selbst

die Heilung seiner körperlichen Krankheiten von ihm erwartet. Almosengeben wird unter die verdienstlichsten Werke gerechnet, und der galizische Bauer ist gegen Bettler freygebiger, als vielleicht irgendwo jemand seines Standes. Er sieht nicht so genau, ob der Bettler des Almosens wahrhaft bedürftig ist; er gibt, weil er meint, etwas Verdienstliches zu thun.

Diese Freygebigkeit befördert sehr die Betteley in Galizien, und niemand, wenn er auch noch arbeitsfähig wäre, glaubt, daß er sich durch diesen Erwerb erniedrige. Wenn ein Familien-Vater im Alter seine Wirthschaft an seinen Sohn übergibt, so ist er wegen seines künftigen Aufenthaltes nicht weiter besorgt. Er ergibt sich einem andächtigen Leben, wie sie es nennen; das ist, er geht von einem Wallfahrtsorte zum andern, und hilft sich durch Betteln durch.

In den Augen aller gleichgesinnten Landleute hat diese Erwerbsart gar nichts Erniedrigendes; sie halten sie vielmehr für eine Art frommer Auszeichnung, und geben desto lieber, damit ihnen im Alter im gleichen Maße zurück gemessen werde.

Erziehung ist an Allem Schuld.

Man glaube ja nicht, daß der galizische Bauer von der Natur und von der Staatsverwaltung so vernachlässiget worden sey, daß er noch so roh und ungebildet ist. Es fehlt ihm gewiß nicht an natürlichen Anlagen und an Bildungsfähigkeit; aber rohe Erziehung und Angewöhnung von Jugend auf, wie das Beyspiel der ihn umgebenden ungebildeten Menschen, lassen ihn nicht weiter fortschreiten; er ist und bleibt das, was die

Alten sind, und stumpfsinnig folgt er den nun angeerbten Gewohnheiten.

Wird der galizische Bauerssohn aus seinen Umgebungen gerissen, so wird er ein ganz anderer Mensch. Dieses zeigt sich am deutlichsten an dem Burschen, welcher zum Soldatenstande abgegeben wird. Anfangs kostet es Mühe, und erfordert Strenge, ihn von seiner alten Lebensweise abzubringen, und seinen Gliedmaßen die gehörige Gelenkigkeit zu geben. Aber wenn er einmahl an den neuen Stand angewöhnt ist, so wird er ein ausgezeichneter Soldat. Er ist genau in allen seinen Verrichtungen, liebt Ordnung und Reinlichkeit, hält viel auf sein Äußeres, ist ehrliebend, nüchtern, sparsam, sucht durch einen Nebenerwerb seinen Zustand zu verbessern, ist im Kriege bey allen Beschwerlichkeiten unverdrossen und vor dem Feinde tapfer.

Anstalten zur besseren Bildung des Volkes.

Die österreichische Staatsverwaltung kehret alles vor, um dem galizischen Bauern allmählich eine seinem Stande und seinen Verhältnissen angemessene Bildung zu verschaffen. Zuvörderst ist sie bemühet, wohlunterrichtete Seelsorger in die Dorfgemeinden zu bringen, welche durch ihre Lehre und ihr Beyspiel auf das Volk wirken. Nicht nur in der Hauptstadt Lemberg und in den andern Städten, wo ein Bischof seinen Sitz hat, sind Pflanzschulen für junge Priester angelegt; auch in Wien wird eine Zahl derselben an der Universität gebildet. Eine besondere Sorgfalt verwendet die österreichische Staatsverwaltung auf die Bildung der Priester der Griechischen unirten und

nicht-unirten Kirche, in welcher früher selten gut unterrichtete Seelsorger anzutreffen waren.

Nebstdem sorget die österreichische Staatsverwaltung für gute Schulen, in welchen die Kinder den nöthigsten Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen erhalten, und wo ihre schlummernden Seelenkräfte gewecket werden. In jedem Pfarrdorfe sollte eine Schule errichtet, und der Unterricht in deutscher und pohlnischer Sprache ertheilet werden. Da war es schwer, taugliche Lehrer zu finden, welche beyder Sprachen kundig waren. Man mußte auch solche Lehrer anstellen, welche nebst der Lehrfähigkeit nur die pohlnische Sprache inne hatten, damit man leichter jeder Schule einen Lehrer geben konnte. Durch die für die Bildung des Volkes unabläßlich besorgte österreichische Staatsverwaltung wurde in Lemberg und Brody eine Realschule, in Lemberg eine Normalschule und in den Kreis- und andern Städten 31 Hauptschulen errichtet. Auch sind nach und nach 412 Trivialschulen, 891 Pfarrschulen, 22 Mädchenschulen, überhaupt 1359 Lehranstalten zur Bildung des Volkes entstanden.

Wenn einmahl die Schulen, gegen welche, und besonders gegen den Zwang, daß alle Kinder in dem gesetzmäßigen Alter dieselben besuchen müßen, die Bauersleute Anfangs viel Abneigung zeigten, durch längere Zeit in gutem Zustande seyn werden; dann läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß mehr Bildung und ein besserer Geist unter dem galizischen Landvolke sich verbreiten werde. Hierzu werden auch die deutschen Ansiedler in diesem Lande viel beytragen, welche bessere Einsichten, mehr Arbeitsliebe und genauere Hauswirthschaft mit-

gebracht haben, und durch ihren Wohlstand die Eingebornen zu gleicher Betriebsamkeit ermuntern werden.

Wohlthätig werden auch auf die Bildung des Volkes die ausgedienten Soldaten, welche in ihre Heimath zurück kehren, wirken. Diese bringen Bildung und Erfahrung mit, sind an Ordnung und Reinlichkeit, an Nüchternheit und Sparsamkeit gewöhnt, und werden auch ihre Kinder nach ihren bessern Einsichten bilden und erziehen. So läßt sich erwarten, daß in der Folge der Zeit der galizische Bauer allmählich fortschreiten, den Landwirthen in andern Provinzen an Bildung näher kommen, ein vernünftig denkender, ehrliebender, arbeitsamer und nüchterner Mensch werden, und bey dem Aufblühen seiner Landwirthschaft den milden österreichischen Scepter segnen wird, der mit unabläßlicher Sorgfalt seit der Besitznahme dieses Landes, ihm seine standesmäßigen Rechte zu geben, zu erhalten und zu erweitern, und sein Wohl zu befördern bemühet ist.

Die neuen Helden bey Thermopylä.

Die Tapferkeit der Spartaner bey Thermopylä in Griechenland ist weltberühmt. Als der Perser-König Xerxes mit einem zahllosen Heereshaufen in Griechenland einfallen wollte, stellte sich ihm Leonidas mit 300 Spartanern in dem Engpasse Thermopylä, dem einzigen Wege, durch den er eindringen konnte, entgegen, und verwehrte mit heldenmüthiger Tapferkeit mit seinem kleinen Häuflein das Eindringen der ganzen persischen Armee. Alle Spartaner fielen auf dem Platze, welchen sie vertheidigten, nachdem sie durch lange Zeit das feindliche Heer aufgehalten, und demselben vielen Schaden zugefügt hatten. Die dankbaren Spartaner setzten hier den tapfern Gefallenen ein Denkmahl, bey welchem selbst die Nachkommen an gewissen Tagen zusammen kamen, und ein ehrwürdiges Gericht hielten.

Solcher Thermopylen kann sich auch die österreichische Armee rühmen. Das Fella-Thal in Kärnthen ist die heilige Stätte, das österreichische Thermopylä, wo hochgepriesene Helden fielen. Als im

Kriege 1809, nach der Schlacht bey Regensburg die Armee des Erzherzogs Johann, welcher nach Italien siegreich vorgedrungen war, sich eilig nach Ungarn zurück ziehen mußte, wurden in den Gebirgen des Fella-Thals in Kärnthen das Fort Thalavai bey Walborget und ein Blockhaus auf dem Berge Predil befestiget, welche den Rückzug der Armee decken, und das Vordringen des Feindes durch dieses Thal verhindern sollten. Thalavai vertheidigte der heldenmüthige Hauptmann Heesel, das Blockhaus Predil der Held Herrmann, beyde vom k. k. Ingenieur-Corps; 222 tapfere Szluiner-Gränzer machten die Besatzung aus. Alle diese Wackern waren entschlossen, lieber zu sterben, als einen Schritt zu weichen.

Am 16 May 1809 wurden beyde festen Puncte von zahllosen feindlichen Truppen umgeben, die stürmend anrückten. Nichts konnte den Muth der Tapfern erschüttern. Jeden Angriff schlugen sie wacker ab. Die ganze Heeres-Abtheilung des feindlichen Divisions-Generals Fontanelli maß ihre Kräfte mit den wenigen Tapfern im Fort Thalavai, und mehrmahls wurde sie blutig zurück gewiesen. Gegen das Blockhaus Predil stürmten 6000 Feinde von der Abtheilung des feindlichen Heerführers Sarras, und auch deren Muth prallte an der heldenmüthigen Tapferkeit der braven Szluiner ab. Schon lagen Haufen von Feinden mit Blut bedeckt um diese Festen; neue Stürme drangen über die Leichen der Gefallenen mit ungestümem Muthe vor, und füllten die Laufgräben mit neuen Leichen. Da fing das Blockhaus in hellen Flammen zu brennen an. Noch nicht wichen die tapfern Österrei-

cher; sie kämpften mitten in den Flammen mit Löwenmuthe, bis sie alle den Heldentod für das Vaterland starben, und ihren Posten noch sterbend mit ihren Körpern bedeckten.

Den Wanderer, der das Gebirg Fella bereiset, beseelige als Vaterlandsfreund eben das heilige Gefühl, welches stets die spartanischen Heere auf ihrem Zuge durch Thermopylä ergriff, und sie zu Wundern des Muthes, der Tapferkeit und Entschlossenheit anfeuerte.

Leopold der Tugendhafte und Richard Löwenherz.

Syrien, das gelobte Land mit Jerusalem waren im Jahre 1187 an den Sultan Saladin wieder verloren gegangen, und in allen christlichen Ländern wurden die Fürsten und das Volk durch den Pabst aufgefordert, einen neuen Kreuzzug wider die Saracenen zu unternehmen, um ihnen die heiligen Orte zu entreissen.

Schon im Jahre 1188 zog der deutsche Kaiser Friedrich, Englands gefürchteter König Richard, und der kühne Philipp August, König von Frankreich, mit einem ungeheuern Heere aus Deutschland, England, Frankreich, Italien und Dänemark in den heiligen Krieg. Leopold VI. mit dem Beynahmen der Tugendhafte (Heldenmüthige), wurde durch Zwistigkeiten mit Bela, König von Ungarn, verhindert, gleich Anfangs an dem Kreuzzuge Theil zu nehmen. Er zog erst im Jahre 1190 mit seinen tapfern Österreichern und Steyermärkern nach dem Morgenlande, und machte sich bald durch ausgezeichnete Kriegsthaten berühmt.

Ptolomais wird stürmend genommen.

Besonders zeichnete sich Herzog Leopold bey der Eroberung von Ptolomais (jetzt St. Jean d'Acre), einer Stadt und Festung an der syrischen Küste mit einem großen Hafen, aus. Die Stadt wurde von allen Seiten enge eingeschlossen, und endlich am 24. Julius 1191 mit Sturm genommen. Die Saracenen wehrten sich wie Verzweifelte; aber aller Widerstand war vergebens. Herzog Leopold focht unter den Ersten mit Löwenmuthe; furchtbar mähete er mit seinem gewaltigen Schwerte unter den Ungläubigen. Von oben bis unten war sein weißer Wappenrock von dem Blute der erschlagenen Feinde roth gefärbt, nur der Streif blieb weiß, den die Schwertkuppel bedeckte. Der neuere österreichische Wappenschild, der weiße Querbalken in rothem Felde, hat das Andenken an diese Heldenthat bis auf unser Zeitalter gebracht. Über die im Schutte liegenden Mauern begann der Sturm, und endete sich mit der gänzlichen Vernichtung der Ungläubigen.

König Richard ist eifersüchtig auf fremden Ruhm.

König Richard, der wegen seiner großen Kriegesthaten und seines unbezwinglichen Muthes den Beynahmen Löwenherz führte, hatte bey der Belagerung und bey dem Sturme von Ptolomais mit seinen Engländern tapfer mitgewirkt. Doch konnte er nicht dulden, daß Herzog Leopold mehr Lorbeern errungen. Schon während der Belagerung hatte er ungeziemende Worte gegen Herzog Leopold und sein Heer ausgestossen. Er sah an ihn den Nebenbuhler seines Ruhmes; Mißgunst und Neid entstanden in seiner Seele, und von nun an

warf er Feindschaft auf den, den er als tapfern Kampfgenossen hoch hätte verehren sollen. Nicht der heilige Zweck des Kampfes konnte ihn abhalten, den Samen der Zwietracht in seinem Herzen zur Rache reifen zu lassen. So stellt uns König Richard das wahre Bild eines eifersüchtigen, neidischen und mißgünstigen Menschen dar. Anstatt daß er sich hätte freuen sollen, daß Herzog Leopold sich solchen Ruhm der Tapferkeit erworben, und Tod und Schrecken unter den Feinden des heiligen Glaubens verbreitet hatte, verdroß es ihn, daß er diese Ehre, die er allein besitzen wollte, mit Leopolden theilen mußte; er glaubte, sein Ruhm verliere dadurch, wenn Herzog Leopold, den er einer solchen Auszeichnung nicht für würdig hielt, ihn in gleichem Maße besäße; denn die Eigenliebe, von welcher König Richard ganz erfüllt war, ist sehr parteyisch gegen sich selbst, sie findet nur Vorzüge in sich und nie bey andern.

König Richards feindseliges Betragen.

Der Neid suchet dem Beneideten zu schaden, und dieses that auch Richard. Zuerst eignete er sich und den Seinigen die Beute ausschließend zu, die das Christenherr in Ptolomais gemacht hatte. Dann wollte er mit seinen Engländern in den Quartieren in der Festung allein wohnen, die von dem Brande beym Sturme verschont geblieben waren. Da man ihm dieses nicht sogleich zugeben wollte, ließ er die österreichische Fahne, welche man auf der Zinne des Thurmes siegreich aufgesteckt hatte, gewaltthätig wegnehmen, und zum Schimpfe durch den Koth schleppen. Herzog Leopolds

Soldaten ergrimmten ob dieser Beschimpfung und rüsteten sich, um mit dem Säbel in der Faust die Ehre ihres Herzogs und ihrer Fahne zu retten; aber Herzog Leopold wollte, den heiligen Zweck, zu welchem er den Heereszug unternommen, bedenkend, nicht sein Schwert gegen jene ziehen, die mit dem Kreuze bezeichnet waren; er zog, um den Frieden zu erhalten, mit den Seinigen vor die Stadt in ein Lager. Aber auch hier ließ ihn König Richard nicht ruhig; er dingte um Geld lockeres Gesindel, welches in das Lager hinein drang, die Zelte niederriß, und das Lager verderben wollte.

Solch ein feindseliges Betragen mußte jeden Gutgesinnten empören. Herzog Leopold besaß Muth, und hatte Macht und Kraft, seinen stürmischen Gegner zur Ruhe zu verweisen; er beklagte stillschweigend, daß es ihm nicht erlaubt sey, den Kreuzzug durch einen Kampf gegen einen trotzigen Kampfgenossen zu entweihen; er erstickte die Rache, und verschob sie auf eine gelegenere Zeit. Er hat sie auch genommen, und leider, auf eine viel zu harte Weise.

König Richard will in sein Vaterland zurück kehren.

König Richard hatte sich in der Folge auch mit Philipp August, König von Frankreich, entzweyet. Herzog Leopold zog aus Palästina zurück, und auch der König Frankreichs. König Richard focht allein mit nicht minderem Glücke gegen die Saracenen, und schlug Saladins Heer bey Askalon gänzlich.

Nun wollte Richard in sein Vaterland zurück kehren; aber da er sich mit Frankreich und Österreich

abgeworfen hatte, stand ihm kein sicherer Weg offen. Er verkleidete sich in den Anzug eines Tempelritters, und glaubte, in den weißen Mantel mit dem rothen Kreuze gehüllt, würde er die Rückkehr sicher machen können. Aller Orten lauerte man auf ihn. Er trieb sich auf dem Meere herum, und landete, von bedungenen Seeräubern geführt, zwischen Zara und Ragusa in Dalmatien. Hier verrieth er sich durch die Schätze, welche er bey sich hatte, und von denen er mit freygebiger Hand spendete.

Richard reiset verkleidet durch Oesterreich.

Da ließ er sich das Haupthaar und den Bart lang wachsen, kleidete sich in die Tracht des Landes, gab sich für einen reisenden Kaufmann aus, und reisete so Österreich zu, durch welches er in dieser Vermummung sicher zu kommen glaubte, um sich nach Braunschweig zu seiner Schwester, und von da nach England zu begeben. Er ritt ein schnelles Roß: vor ihm saß ein munterer Knabe auf dem Sattelknopfe, der ihm zum Dollmetscher diente. Mit ihm war ein einziger Getreuer, Wilhelm von Stagny. So glaubte er den Augen der Späher, die von allen Seiten auf ihn lauerten, zu entgehen.

König Richard wird gefangen genommen.

Schon war er bis in die Nähe von Wien gekommen. Müde und hungrig kehrte er in einer armseligen Hütte in dem Dörfchen Erdberg, das jetzt eine Vorstadt Wiens ausmacht, ein. Den Knaben schickte er in die Stadt, um Lebensmittel und andere Bedürfnisse

einzukaufen. Der Knabe, mit den Künsten der Verstellung nicht bekannt, verrieth durch Blick und Miene, daß er Nachstellungen fürchte; zudem hatte er Gold- und Silber-Geschmeide bey sich, und ließ ausländische Ducaten wechseln. Alles dieses erregte Verdacht, man zog ihn ein; er gab vor, daß er eines reichen Kaufmannes Diener sey; aber bald wurde das Geständniß von ihm erpreßt, daß er Richard Löwenherz angehöre. Bewaffnete Leute eilten nach Erdberg, umstellten die Hütte, und nahmen Richard gefangen (am 20. December 1192), als er eben ein spärliches Mahl sich bereitete.

Andere erzählen Richards Gefangennehmung, wiewohl mit nicht vieler Wahrscheinlichkeit, auf folgende Art: König Richard sey bis in Leopolds Burg gedrungen, und habe sich in die Hofküche eingeschlichen, dort habe ihn der Küchenmeister erkannt, der ihn schon vor Ptolomais gesehen hatte. Er habe sich an niemanden, als an Herzog Leopold persönlich ergeben wollen, der auch sein Schwert übernahm, ihn bewillkommte, königlich behandelte, doch in enger Haft hielt, und dem Kaiser von diesem großen Fange Nachricht gab, der es dem französischen Könige berichtete.

Gefangenschaft in Dürnstein.

Richard Löwenherz wurde nach Dürnstein bey Krems, einer Felsenburg, die aus den Wellen der Donau erwachsen zu seyn scheint, in engsten Gewahrsam abgeführt. Nicht nur dieses Königs Gefangenschaft, auch das blutige Gefecht am 11. No-

vember 1805 machte diesen Ort berühmt, wo die bey Krems über die Donau gedrungenen Franzosen von den Russen tapfer zurück geschlagen wurden, und wo der wackere österreichische General Schmid, in der Kriegskunst und durch Tapferkeit gleich ausgezeichnet, als Held nahe an der Stätte fiel, wo ihm Kaisers Franz I. lohnende Güte, der Nachwelt zur Kunde, ein Ehrendenkmahl setzte.

Hadmar, ein tapferer, unbezwingbarer und unbestechlicher Ritter aus dem Geschlechte der Kuenringer, (von dem unsere Lichtensteine abstammen), erhielt die Obhuth über den königlichen Gefangenen. Tag und Nacht war die Burg mit Wachen umgeben, Befreyung durch Feindeshand ward unmöglich gemacht.

König Richard wird vor den Kaiser gestellt.

Herzog Leopold stellte seinen erlauchten Gefangenen in der Folge vor das Gericht des Kaisers Heinrich, erst zu Regensburg, dann zu Worms. Auch dieser war dem Könige Richard feind, weil er schon zu Anfang des Kreuzzuges zu Messina einen Bund hinter dem Rücken des Kaisers geschlossen hatte. Der Kaiser ließ ihn in noch engere Haft nehmen, und wie man sagt, selbst in Ketten legen. Er forderte 150,000 Mark Silber Lösegeld, von welchem 20,000 Mark dem Herzoge Leopold zugewiesen wurden, und nachdem die Engländer 100,000 Mark wirklich bezahlt hatten, wurde König Richard am 2. Februar 1194 seiner Haft entlassen, und er eilte über Kölln und Antwerpen nach England zurück.

Der Papst misbilliget Richards strenge Behandlung.

So edel Herzog Leopold während des Kreuzzuges gegen seinen Feind Richard gehandelt hatte, so wenig kann man die strenge Rache billigen, die er und Kaiser Heinrich jetzt an ihm genommen hatten. Ist es nicht gegen die Hoheit und Majestät eines Königs, daß man ihn in Ketten legt, und Mangel leiden läßt? Leopolds Herz selbst mißbilligte in der Folge diese Strenge.

Die Päpste waren in dem damahligen Zeitalter die Sittenrichter der Könige und Fürsten, und hatten große Gewalt über ihre Herzen. Papst Cölestin mißbilligte das Betragen des Kaisers und Herzogs Leopold gegen Richarden, daß sie einen aus dem Kampfe heimkehrenden, mit dem Kreuze gezierten König gefangen genommen und so hart behandelt hätten, als wäre er in die Hände der Ungläubigen gefallen. Er empfahl ihnen Reue und Erlassung des erpreßten Lösegeldes, so wie der Geißeln, welche sie bis zur völligen Ausbezahlung des rückständigen Lösegeldes genommen hatten. Herzog Leopold weigerte sich beharrlich, dem Papste zu willfahren; da sprach der Papst den Bannfluch über ihn, d. i. er schloß ihn von der Gemeinschaft der Gläubigen aus.

Der Bannfluch drückt schwer Herzog Leopolds Herz.

Das schmerzte den Herzog Leopold tief in die Seele, und ein düsterer Trübsinn umschwebte seinen Geist. Sein Gewissen stellte ihm in schrecklichen Bildern seine Härte in Behandlung eines gesalbten Mit-

bruders vor, und ließ ihn nicht ruhen. Gottes Segen war von seinen Landen gewichen, und überall stellten sich die schrecklichsten Naturbegebenheiten ein, als wenn Gott in den Unterthanen die Ungerechtigkeit ihres Fürsten strafen wollte. Die Gewässer traten aus ihren Ufern, ertränkten Saaten und Herden; Feuersbrünste äscherten blühende Ortschaften ein; es entstand eine Trockenheit, welche den Samen nicht keimen, und die Früchte nicht reifen ließ; Wolken von Ungeziefer zogen über die Saaten, und zernagten Gräser und Halme; die Hungersnoth drückte die armen Einwohner, und die Folge derselben, ansteckende Seuchen bey Menschen und Thieren erfüllten die Hütte des Landmanns wie die Schlösser des Ritters mit tiefer Trauer.

Herzog Leopold schien dem Zorne des Himmels trotzen zu wollen, und schwur in seinem Unmuthe, nicht nachzugeben, bis das ganze Lösegeld bezahlt, und Eleonore von Bretagne, Richards Nichte, die sich Herzog Leopold zur Gemahlinn für seinen Sohn Friedrich bedungen hatte, in Österreich angekommen wäre.

Herzog Leopolds Tod.

Sie kam am Christ-Tage des Jahres 1194 zu Wien an; aber am folgenden Tage ereilte auch den Herzog Leopold die Strafe des Himmels. Er hatte, wahrscheinlich um Buße für das an Richard begangene Unrecht zu thun, und um sein Gewissen zu beruhigen, einen neuen Kreuzzug nach Palästina gelobet, und alle geistlichen und weltlichen Großen des Reiches in Grätz versammelt, um den heiligen Zug zu verab-

reden. Das Fest des heiligen Erz-Märtyrers Stephan wurde am 26. December mit feyerlichem Gottesdienste begangen, und nach demselben wurden ritterliche Spiele gegeben. Herzog Leopold trat zuerst zum Kampfe in den Schranken. Sein muthiges Roß glitschte bey einer schnellen Wendung auf der beeiseten Erde aus, stürzte, fiel auf ihn, und schlug ihm den rechten Fuß ab. Vom Schmerz überwältigt, drang Herzog Leopold darauf, daß man ihm denselben mit einem Beile, das er selbst auf den leidenden Theil hielt, abhaue. Es kam der Brand dazu, und Leopold sah den Tod vor Augen. Da erwachte sein Gewissen; er bekannte laut sein Unrecht; der Bannfluch des Papstes ängstigte ihn; er versprach feyerlich dessen Begehren zu willfahren, und das Lösegeld zurück zu geben. Er nahm auf dem Sterbebette das Ordenskleid der frommen Brüder von Heiligkreuz, und erwartete mit tiefer Reue und andächtigem Gebethe den Tod, der ihn am 31. December 1194 von aller Seelenqual befreyte, und den reuigen Büsser in die bessere Welt führte.

Joseph Haydn.

Der berühmte Tonsetzer Joseph Haydn, dessen unübertreffliche Harmonie der Töne jedes Ohr entzücket, den die Musik-Kenner des österreichischen Kaiserstaates in seinen unerreichbaren Werken anstaunen, dem das Ausland die höchsten Ehren erwies, wurde am 30. Aprill des Jahres 1732, zu Rohrau, einem Marktflecken im V. U. W. W. bey Haimburg geboren. Noch wird das Haus gezeigt, in welchem er das Licht der Welt erblickte. Es liegt am Eingange in den Marktflecken bey der steinernen Brücke an dem Damme, über den ein Fahrweg zu dem herrschaftlichen Schlosse des Grafen von Harrach führt. Das Haus wurde am 22. September 1834 durch eine Überschwemmung des Leytha-Flusses zerstört; aber auf den alten Grundmauern von dem jetzigen Besitzer Johann Seydl in seiner vorigen Gestalt wieder hergestellt.

Sein Vater war Wagnermeister, und wurde in der Folge zum Marktrichter erwählt. Er starb am 17. September 1763; und hinterließ drey Söhne und drey

Töchter. Der Vater konnte auch etwas Musik. An den Feyerabenden, an Sonn- und Festtagen spielte der Vater zum Zeitvertreibe die Harfe, die Mutter sang dazu, und der kleine fünfjährige Haydn hörte ihnen aufmerksam zu, stellte sich neben den Vater mit einem Bretchen und einer Gärte, als ob er Violin dazu spiele, und versuchte dann, wenn er allein war, die bekanntesten Lieder zu singen, und auf der Harfe nachzuklimpern. Jeder gelungene Ton spornte den Kleinen zu noch größerem Fleiße an; und er ließ nicht ab, bis er ohne fremde Anleitung einige Stücke spielen konnte. Seine Freude darüber war so groß, daß er sich nun vor jedem hören lassen wollte; denn alles, was wir durch eigenes Nachsinnen, durch beharrliches Üben und durch eigenen Fleiß zusammenbringen, freuet uns mehr und bleibt uns länger, als was uns bey dem Unterrichte durch den Lehrer leicht gemacht worden ist. Wie sehr müssen viele Kinder vor dem kleinen lernbegierigen Haydn roth werden, denen in allen Gegenständen ihres Alters gute Anleitung gegeben wird, und die doch nur sehr geringe Fortschritte machen, weil es ihnen an Fleiß und Beharrlichkeit fehlt.

Erster Unterricht in der Musik.

Haydn's Vater hatte an dem Musik-Talente seines Sohnes Vergnügen; er ließ ihn von dem Schullehrer des Dorfes außer der Schulzeit im Singen und Violin-Spielen, so gut es dieser konnte, unterrichten, und Haydn machte durch gute Anlagen und Fleiß bedeutende Fortschritte. Bald konnte der Knabe schon so gut auf der Geige scharren, daß wenn sein Vater auf

der Harfe spielte, der Sohn die Geige dazu strich. Bey so einem Concerte lernte der Schul-Rector Frank von dem benachbarten Städtchen Haimburg, der ein guter Musiker war, den sechsjährigen Knaben kennen, und bemerkte, daß er genau Tact hielt. Der Knabe mußte auch einige Lieder singen, die der Vater mit der Harfe begleitete. Dem Schul-Rector Frank gefiel die zwar junge aber klangreiche Sopran-Stimme so sehr, daß er sich erboth, den Knaben mit sich zu nehmen, und ihn weiter, wie in den Schulgegenständen, so auch in der Musik auszubilden. Der brave Mann wollte Wohlthäter des armen Knaben werden, bey dem er gute Anlagen und Fleiß sah. Zwey Jahre genoß der Knabe den Unterricht dieses dienstfertigen Mannes, und hatte bedeutende Fortschritte im Gesange, auf der Geige, den Pauken und andern Instrumenten gemacht, als der kaiserliche Capell-Meister von Reitter, der zugleich die Musik in der Stephans-Kirche in Wien leitete, den Dechant in Haimburg besuchte, und den kleinen Haydn singen hörte, der ihm sehr wohl gefiel. Der Dechant empfahl ihm den Knaben. Reitter prüfte ihn näher, fand außerordentliche Anlagen in ihm, und nahm ihn als Chor-Knabe bey der Metropolitan-Kirche zu St. Stephan in Wien an. Es werden nähmlich noch jetzt acht Knaben, (vormahls waren deren mehrere), bey dem Capell-Meister des Kirchen-Musik-Chors von dem Vermögen der Kirche ernährt und gekleidet, welche als Sänger Chor-Dienste thun, und deßwegen im Singen unterrichtet werden. Nebstbey lernen sie auch Violin und Clavier spielen, und besuchen außer den Chordiensten die deutschen

und die Gymnasial-Schulen. In diesem Institute sind außer Haydn manche andere wackere Männer gebildet worden.

Haydn als Chor-Knabe.

Der kleine Haydn, welcher jetzt schon eine besondere Vorliebe für Musik zeigte, übertraf bald alle anderen Knaben des Instituts im Gesange. Der Schöpfer hatte ihm eine angenehme, hellklingende Stimme gegeben; sein Fleiß überwand alle Schwierigkeiten, und so ward er bald ein so beliebter Sänger, daß er sich nicht nur in der Kirche im Solo-Singen vor allen seines Gleichen auszeichnete, sondern auch zu Musik-Concerten in die angesehensten Fürstenhäuser der Stadt Wien berufen wurde. Bey dem Hochamte in der k. k. Hof-Capelle und auch in Klosterneuburg am Leopolds-Feste, welchem der k. k. allerhöchste Hof beywohnte, gefiel Haydns Gesang der höchstseligen Kaiserinn Maria Theresia so wohl, daß sie ihm jedesmahl ein Gnadengeschenk von 25 Ducaten reichen ließ. Eine solche Auszeichnung hätte Haydn leicht stolz machen, und die damit verbundenen Vergnügungen hätten seinen Fleiß vermindern können. Er aber sah ein, daß er durch seinen Gesang allein nicht in der Welt fortkommen könnte; er stellte sich immer nur jene zum Muster vor, die es hierin zur größten Vollkommenheit gebracht hatten; er übte sich auch nebenher fleißig auf der Violin und auf dem Clavier, machte auf beyden Instrumenten bewunderungswürdige Fortschritte, vernachläßigte aber nebstbey seine Gymnasial-Studien nicht, und obwohl er schon in diesem Knabenalter den

Entschluß gefaßt hatte, als Tonkünstler sein Fortkommen zu suchen, so wußte er doch, wie sehr ihm noch andere Kenntnisse nöthig wären, um in der Tonkunst sich auszuzeichnen, und nebenbey ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Nur betrachtete er immer die Musik als seine Hauptbeschäftigung und die übrigen Gegenstände als Nebensachen.

Zwey Jahre hatte er als Chor-Knabe gründlichen Unterricht in der Musik genossen, als er sich im Tonsetzen versuchte. Im zwölften Jahre schrieb er sechzehnstimmige Musik-Stücke, an denen sein großes Musik-Talent hervorleuchtete. In seinem vierzehnten Jahre hatte er schon eine Sammlung Lieder und Clavier-Stücke gesetzt, welche allgemeine Bewunderung erregten. In dieser Zeit schrieb Haydn auch ein Stabat mater, welches in der Kirche der barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt aufgeführt wurde. Der berühmte Tonsetzer Gluck befand sich zufällig in der Kirche, und fragte den Prior, wer das Stabat mater geschrieben habe. Dieser nannte ihm den jungen Haydn. Gluck ließ ihn zu sich rufen, und fragte ihn nach seiner Gewohnheit ganz barsch: „Hat Er das Stabat mater geschrieben, welches in der Kirche aufgeführt wurde? Weiß Er, was Er gewagt hat?“ Haydn erschrak, und suchte Worte, um seine Jugendarbeit zu entschuldigen. Gluck half ihm aus der Verlegenheit, und fuhr mit sichtbarer Freundlichkeit fort: „Erschrecke Er nur nicht; das Stabat mater ist so übel nicht; aber viel fehlt doch noch daran. Komm er alle Wochen zweymahl zu mir; ich will Ihn den Tonsatz gründlich lehren, und dann darf er schon mit neuen Compositionen auftreten.“ Haydn

benützte diesen Antrag, und legte hierdurch den ersten Grund zu seinen gediegenen Tonsätzen. Sein übriges Betragen war so gut, daß ihn jedermann liebte. Herzensgüte, Bescheidenheit und Gefälligkeit waren die Grundzüge seines kindlichen Gemüthes. Aber sein feuriges Temperament und sein leichter Sinn verleiteten ihn oft zum Muthwillen. Als Chor-Knabe hatte er auch eine Mottette mit Sopran und Alt-Solo gesetzt, welche dem Kapellmeister Reitter so gut gefiel, daß er ihm erlaubte, dieselbe in dem Hochamte zu singen, welches die bürgerliche Schneiderzunft jährlich in der Dom-Kirche bey St. Stephan lesen ließ. Der muthwillige Knabe veränderte schnell den Text, daß am Schlusse auf den Triller das lateinische Wort meo zu stehen kam, wobey er und der dafür gewonnene Alt-Sänger ganz vernehmlich das Meckern des Bockes nachahmten. Daß dieser Muthwille nicht ohne Rüge blieb, ist leicht zu erachten.

Ein anderer muthwilliger Streich zog dem Knaben eine empfindlichere Züchtigung zu. Die Sänger-Knaben mußten während des Sommeraufenthaltes des allerhöchsten Hofes in Schönbrunn alle Sonn- und Festtage den Chordienst in der dortigen Schloß-Capelle versehen. Das herrliche Lustschloß war damahls noch nicht vollendet, und hohe Baugerüste standen um dasselbe herum. Kaum war der Gottesdienst vollendet, so kletterten die Sänger-Knaben an den höchsten und gefährlichsten Stellen des Gerüstes herum, und Haydn war immer der Anstifter und Anführer. Die Kaiserinn Maria Theresia sah sie und befahl, die Knaben vorsichtig herabzurufen. Am folgenden Sonntage wiederhohlten die muthwilligen Jungen dessen ungeachtet

das Spiel. Die Kaiserinn erblickte sie wieder von ihrem Fenster, gab Befehl, sie sogleich herab zu schaffen, und den Capellmeister Reitter zu rufen. Als dieser erschien, sprach die huldvolle Monarchinn mit gewohnter Herzensgüte: „Ich muß seine Sängerknaben verklagen, und insbesondere den kleinen dickköpfigen, der immer der Rädelsführer ist, und am höchsten auf dem Gerüste herumklettert."

Reitter war über diese Anklage sehr betroffen, und stammelte in seiner Verlegenheit: „Ihre Majestät, das ist gewiß wieder der muthwillige Sepperl, der kleine Haydn. Er soll für seinen Muthwillen mit Ruthen derb gezüchtiget werden."

Reitter hatte sich nicht geirrt, und Haydn erhielt durch den lahmen Chordiener und Orgelbalkenzieher die angedrohte Züchtigung.

Nach vielen Jahren ergab es sich, daß die Kaiserinn Maria Theresia einige Tage bey dem Fürsten Eßterhazy, in dessen Dienst als Capellmeister Haydn in der Folge getreten war, in Eßterhaz verweilte. Die Augen der gnädigen Monarchinn waren mehrmahl auf Haydn gerichtet, wenn er die Musik leitete, oder unter dem andern Gefolge des Fürsten bey der Tafel zur Bedienung der hohen Gäste erschien. Sein Gesicht schien der Monarchinn bekannt zu seyn; aber sie konnte sich nicht entsinnen, wo sie ihn jemahls gesehen hatte.

Da er bey der Tafel sich sehr geschäftig um die allerhöchste Person der Kaiserinn bewies, wurde sie wieder auf ihn aufmerksam, und sagte: „Ich glaube kein fremdes Gesicht an Ihm zu erblicken; aber ich kann mich nicht erinnern, wo ich Ihn je gesehen habe."

„Ich will darein helfen," sagte Haydn, „wenn es Eure Majestät erlauben. Ich war oft in Schönbrunn, und habe mir von dort einen derben Schilling abgeholt."

„Ja wohl, jetzt entsinne ich mich," entgegnet sehr huldvoll die Kaiserinn, „und es freuet mich, daß die Züchtigung gute Früchte getragen hat."

Bey der Abreise ließ sie ihm eine goldene, mit Brillanten reich besetzte Dose zustellen.

Haydn tritt aus dem Institute.

Acht Jahre blieb Haydn im Institute. Im sechzehnten oder siebzehnten Jahre ändern gewöhnlich die Knaben ihre Stimme, das ist, ihr kindlicher Ton wird tief und mannbar. In diesem Zeitpuncte treten die Chor-Knaben aus dem Institute, und suchen theils durch Musik, theils durch andere sich erworbene Kenntnisse ihr weiteres Fortkommen.

Einige Zeit bevor Haydn zum Austritte geeignet war, hatte sich dessen Vater mit dem Capell-Meister Reitter, unter dessen Aufsicht und Pflege der junge Haydn stand, wegen einer wichtigen Angelegenheit entzweyet. Der Sohn war außer Schuld; Reitter hatte großes Unrecht zum Nachtheil des Knaben im Sinne, und die Sache war so, daß der Vater für den Sohn sprechen mußte; denn der Knabe hatte auf Reitters Zureden in etwas eingewilliget, was ihn sein lebenlang hätte unglücklich machen können.

So lassen sich Jünglinge oft von Leuten, denen sie ihr Zutrauen schenken, zu etwas verleiten, dessen üble Folgen sie nicht gleich einsehen. Wie gut ist es,

wenn sie immer ihre Ältern, die es mit ihnen am besten meinen, um Rath fragen.

Der junge Haydn mußte für die Mißhelligkeiten, die zwischen seinem Vater und Reitter entstanden waren, büßen. Seit dieser Zeit war Reitter dem Jünglinge abhold, beschleunigte dessen Austritt, und entließ ihn ohne Geld, ohne Hülfe und mit den schlechtesten Kleidern, die er im Institute getragen hatte. — Wie schändlich ist die Rachsucht!

Haydn findet einen Wohlthäter.

Der unglückliche Haydn, der nun ganz entblößt und ohne Hülfe war, wußte keinen Zufluchtsort, und getraute sich niemanden um Unterstützung anzusprechen. Sein Vater war mittellos und zu weit entfernt, und der arme, unschuldig verfolgte Sohn mußte die erste Nacht auf der Gasse zubringen, wo ihm eine steinerne Bank statt des Bettes diente.

Mit frühestem Morgen traf ihn dort Herr Spangler an, der damahls Capell-Meister in der Kirche zu St. Michael war, ein gutmüthiger Mann, der von seiner geringen Anstellung und durch Musik-Lectionen seine zahlreiche Familie kümmerlich nährte. Er schätzte den Jüngling wegen seines guten Betragens und seiner Kenntnisse in der Musik; er nahm ihn in sein Haus auf, zog ihn an seinen sparsamen Tisch, und da seine kleine Wohnung kaum seine Familie faßte, so räumte er ihm auf dem Dachboden einen Winkel ein, gab ihm eine Matratze, Tisch und Stuhl, und freuete sich, einen hoffnungsvollen Jüngling nur in etwas unterstützen zu können. —

Wem gefällt nicht Spanglers Gutmüthigkeit? — Haydn wußte diese Wohlthat, die ihm in der größten Hülflosigkeit zu Theil geworden war, zu schätzen. Nach mehreren Jahren, da er als Capell-Meister in die Dienste des Fürsten Eßterhazy aufgenommen wurde, war seine erste Sorge, seinen Wohlthäter Spangler und dessen Sohn bey eben diesem Fürsten als Sänger zu empfehlen, der letzteren öfters nach Eßterhaz kommen ließ, und ihn auszeichnete und beschenkte.

So fordert man gute Menschen durch Wohlthaten auf, die Wohlthat zu erwiedern.

Der Genügsame ist mit Wenigem zufrieden.

Haydn war über seinen neuen Wohnplatz so entzückt, daß er sogar einige Zeit lang seinem Vater von seinem Austritte aus dem Institute nichts schrieb, um ihn nicht durch die Ungerechtigkeit, die Reitter an ihm begangen, noch mehr zu kränken. Er schätzte sich glücklich, und dankte Gott, daß er vor Hunger geschützt war, und ein Obdach hatte, und mit dem Bewußtseyn seiner guten Aufführung hoffte er, sich immer in der Welt forthelfen zu können. Er glaubte, schon so viel erlernt zu haben, daß er für sich selbst werde sorgen können, und daß er seinem Vater durch Bitten um eine Aushülfe nicht mehr beschwerlich seyn dürfte.

In seinem Dachwinkel übte er sich fleißig auf der Violin und auf dem Clavier, setzte mehrere Musik-Stücke, und hoffte, durch diese bald so bekannt zu werden, daß man ihm Kinder zum Unterrichte in der Musik anvertrauen würde.

Das Geld, welches er durch diese Musik-Stücke

erwarb, war aber nicht hinreichend, seinem Wohlthäter nur einen Theil der Kost zu bezahlen, die er täglich an seinem Tische genoß. Auf anständige Kleidung konnte er nun gar nichts verwenden, und er sah selbst ein, daß es ihm ohne diese schwer seyn würde, in angesehenen Familien als Lehrer angenommen zu werden.

In dieser traurigen Lage entschloß er sich, seinen Vater um Aushülfe dringend zu bitten. Er setzte dabey sein Vertrauen auf Gott, daß er mit seinen Kenntnissen und seinem Fleiße sich künftig so viel werde erwerben können, daß er nicht mehr nöthig haben sollte, seinen Vater um das zu bitten, was sich dieser im Schweiße seines Angesichtes verdient hatte.

Aber in diesem Augenblicke ereignete sich ein angenehmer Zufall, der für Haydn's ganze künftige Lebenszeit sehr gute Folgen hatte.

So lohnt der gute Gott ein kindliches Gemüth, und läßt den nicht lange darben, der die ihm verliehenen Anlagen benützt, fleißig, thätig und rechtschaffen ist, und auf Gott vertrauet.

Haydn's Talente werden bekannt.

Eines seiner neu verfaßten Clavier-Stücke war zufällig in die Hände der Gräfin von Thun gefallen, welche die Musik sehr liebte. Das Stück gefiel ihr sehr, sie wollte den Verfasser kennen. Der Nahme, der auf dem Stücke stand, war der Nahme des Knaben, den sie schon einige Zeit vorher so lieblich in den Concerten singen gehört hatte.

Sie schickte zu Reitter, mit der Bitte, den Knaben zu ihr kommen zu lassen, um aus seinem Munde zu

erfahren, ob er der Verfasser sey. Der rachgierige Reitter antwortete, daß er den Knaben erst einige Zeit vorher aus dem Institute habe entlassen müssen, und daß er nicht wisse, was aus ihm geworden sey. Obwohl diese Nachricht der Gräfinn keine gute Meinung von Haydn beybringen konnte, so ruhete sie aus Liebe für die Kunst doch nicht, bis sie den Jüngling aufgefunden hatte, und rief ihn zu sich.

So mußte es geschehen, damit die niedrige Verläumdung zu Schanden werde.

Haydn getraute sich kaum vor der Gräfinn zu erscheinen, so armselig war sein Anzug, so schüchtern war er im Gefühle seiner Armuth und Dürftigkeit. Die Gräfinn erschrak über ihn, und konnte es kaum glauben, daß er der Verfasser so herrlicher Musik-Stücke seye. Sie sprach ihm Muth zu, und stellte mehrere Fragen an ihn, um ihn genauer zu erforschen, z. B. warum er aus dem Institute entlassen, und als ein Knabe von so guten Anlagen nicht besser unterstützt worden sey; warum er, da er so schöne Clavier-Stücke schreiben könnte, die doch etwas eintragen müßten, so schlecht gekleidet wäre, u. s. w.

Haydn, dem das bescheidene Mißtrauen der guten Gräfinn zu Herzen gehen mußte, faßte jetzt zur nothwendigen Selbstvertheidigung im Gefühle der Unschuld Muth, und beantwortete alle Fragen mit einer bescheidenen Offenherzigkeit, und schilderte mit kurzen Worten seine drückende Lage. Zuletzt sagte er: „Gnädige Gräfinn, die letzt gesetzten Clavier-Stücke haben mir einige Gulden eingetragen; aber diese sind nicht hinreichend gewesen, an meinen Wohlthäter, der mich in der größten Noth aufgenommen hatte, einen Theil meiner Schuld

abzutragen. Kleider brauche ich bis jetzt nicht, ich gehe nicht aus; ich bleibe in meinem Dachstübchen, um mich in der Kunst, auf welche ich mich verlegt habe, zu vervollkommnen; habe ich es hierin weiter gebracht, vielleicht — vielleicht, kann ich mir dann auch so viel verdienen, daß bessere Kleider den jungen Mann zieren, den man jetzt unverdient verachtet."

Diese Worte rührten die Gräfinn. „Jüngling!" sagte sie, „obwohl ich von der Wahrheit Ihres Geständnisses nicht ganz überzeugt bin, so will ich doch das Bessere glauben. Hier haben Sie 25 Ducaten; kleiden Sie sich ordentlich; miethen Sie sich ein anständiges Stübchen; von dem, was Ihnen noch übrig bleibt, bezeigen Sie sich dankbar gegen Ihren Wohlthäter. Ich werde mich genau nach Ihnen erkundigen; haben Sie mir keine Unwahrheit gesagt, so sollen Sie täglich in mein Haus kommen, und mir Unterricht im Clavier und im Singen geben. Betragen Sie sich gut, so werde ich es Ihnen an nichts ermangeln lassen. Verlegen Sie sich fleißig auf Ihre Kunst, zu der Sie so große Anlagen zeigen, nehmen Sie die größten Meister zum Vorbilde, vielleicht geht auch aus Ihnen ein Meister hervor.

Haydn wußte sich nicht zu fassen, alles schien ihm wie ein Traum; denn eben das, was er sich kaum zu wünschen getraute, ging jetzt in Wirklichkeit über. Gerührt fiel er der Gräfinn zu Füßen, dankte ihr, und versprach, sich ihrer Wohlthaten durch unermüdeten Fleiß würdig zu machen; und er hielt auch Wort.

Kaum hatte er den Unterricht der Gräfinn übernommen, als er sich durch strenge Genauigkeit und auszeichnend gutes Betragen ihre Gunst vollkommen

zu erwerben suchte, damit sie sich überzeugen könnte, daß sie ihre Wohlthat an keinen Unwürdigen verschwendet habe. Da er nun sorgenfreyer war, studierte er zu Hause nach Muße die Werke der besten Tonsetzer, übte sich ununterbrochen auf seinen zwey Lieblings-Instrumenten, dem Clavier und der Violin; setzte mehrere Musik-Stücke, und erwarb sich durch dieselben bald einen solchen Ruf, daß ihn die Gräfinn einem angesehenen Großen empfehlen konnte, der ihn auch in seine Dienste aufnahm. Zu seiner Ausbildung trug der Unterricht, den er bey dem Capellmeister Gluck genoß sehr viel bey. Der berühmte Tonsetzer Porpoma lernte auch den talentvollen Jüngling kennen, und hatte große Erwartungen von demselben. Er gewann ihn lieb, gab ihm Unterricht im Tonsatze, und als er sich mit dem kaiserlichen Hofe nach Schloßhof begab, wo Maria Theresia in den Sommermonathen gern verweilte, rief Porpoma in zwey aufeinander folgenden Sommern Haydn auf längere Zeit dahin, um ihn den Satz der Recitative zu lehren; und obwohl Porpoma heftig und barsch bey diesem Unterrichte war, so ertrug Haydn doch geduldig das Aufbrausen des Meisters, weil er viel von ihm lernen konnte. Da er jetzt ein gutes Auskommen hatte, so konnte er sich mit mehr Heiterkeit des Geistes und froherer Laune auf Erfindung neuer Musik-Werke verlegen; er schrieb mehrere Stücke, welche so vortrefflich und so allgemein beliebt waren, daß er sich die Bewunderung der größten Kenner erwarb. Haydn vernachlässigte bey seiner Vorliebe für die Musik nicht andere Kenntnisse, die den Fortschritten im Tonsatze förderlich seyn konnten, und die bey einem gebildeten

Menschen ungern vermißt werden. Er betrieb die lateinische, italienische und französische Sprache mit Eifer, und brachte es so weit, daß er sie nicht nur gründlich verstand, sondern auch geläufig sprach. Daher verstand er es auch so gut, den Sinn der Worte durch die Melodie der Musik so genau und eingreifend auszudrücken.

Haydn kommt in fürstliche Dienste.

Allmählig wurden Haydns Tonwerke immer mehr verbreitet, und er erlangte den Ruf eines jungen Tonsetzers, der viel werde leisten können. Dieß veranlaßte den damahls regierenden Fürsten Paul von Eßterhazy, ihn als Capell-Meister in seine Dienste zu nehmen. Haydn suchte die gute Meinung, welche man von ihm hatte, immer mehr zu verdienen. Von seinem großen Musik-Talente unterstützt, arbeitete er stets mit ununterbrochenem Fleiße, schrieb immer neue Stücke, und erwarb sich die Achtung seines Fürsten, und einen seltenen Ruf im In- und Auslande. Nebstbey wußte er durch ein bescheidenes und gefälliges Benehmen die Liebe und das Zutrauen seiner Untergebenen ganz zu gewinnen.

Um seinem Fürsten Beweise zu geben, daß er seinen Gehalt gewissenhaft verdienen wolle, suchte Haydn ihn sehr oft mit neuen Compositionen zu überraschen. Der Fürst war auch entzückt, so oft er was Neues von ihm hörte, und gab ihm seine Achtung und Zufriedenheit auf die herablassendste Art zu erkennen. Haydn schrieb in dieser Zeit viele Symphonien, Opern, sehr viele Quartetten, Clavier-Sonaten und Kirchen-Mu-

siken, desonders aber sehr viele Stücke für den Baryton, welcher des Fürsten Lieblings-Instrument war.

Wirkungen der Haydn'schen Musik.

Haydn's neue Compositionen hatten eine seltene Wirkung auf den Fürsten. Dieser war Herzensgut, verfiel aber oft in eine so düstere und mißmuthige Laune, daß sich niemand getraute, sich ihm zu nähern.

Wenn nun schon mehrere Tage verflossen waren, welche der Fürst in dieser finsteren Gemüthsstimmung hinlebte, suchte Haydn ihn mit einer neuen Symphonie zu überraschen, welche immer eben die Wirkung auf ihn machte, wie Davids Harfe auf Saul. Der gute Fürst wurde heiterer, und Frohsinn kehrte in seine Seele zurück.

Einst war der Fürst mehrere Tage als gewöhnlich übel gelaunt und griesgram; und nichts war im Stande ihn zu erheitern. Niemand durfte sich ihm nähern, ohne von ihm die herbsten Worte zu erhalten.

Alles drang in Haydn, eine neue Symphonie zu erfinden, um dem lieben Fürsten die Heiterkeit der Seele wieder zu geben. Haydn wendete allen Fleiß an, er studierte Tag und Nacht, um etwas Vortreffliches zu liefern; er versprach sich den glücklichsten Erfolg; aber die Hoffnung wurde getäuscht. Nicht einmahl eine freundliche Miene erhielt Haydn vom Fürsten für seine Mühe und den guten Willen.

Das schmerzte Haydn im Innersten seiner Seele. Vom Verdrusse betäubt, ging er zum Fürsten und bath, ihn zu entlassen, weil er ihm nun nichts mehr nützen

könne. Der mißlaunige Fürst willigte sogleich in sein Begehren.

Alle Musiker im Solde des Fürsten, welche Haydn sehr liebten und schätzten, waren bestürzt, daß ihr Meister sie verlassen wolle. Sie sahen ein, wenn Haydn's Composition den Fürsten nicht mehr rühren könnte, so würde der Fürst auch sie alle bald entbehren können. Sie entschlossen sich also alle, die Entlassung vom Fürsten zu begehren, bis auf einen alten tauben Fagottisten und einen mittelmäßigen Geiger.

Der Fürst war aufgebracht, und sagte, sie könnten alle fortgehen, wann sie wollten; auch jene zwey, welche um ihre Entlassung nicht angesucht hätten, wolle er nicht mehr im Dienste haben.

Haydn reuete es bald, was er nur aus gekränkter Eigenliebe und aus Übereilung gethan hatte. Er sah ein, wie schwer es allen Musikern, die ihm zu Liebe um ihre Entlassung angesucht hatten, fallen würde, eine eben so gute Anstellung wieder zu erhalten. Er dachte auf Mittel, den Fürsten zu versöhnen. Er setzte eine Symphonie von sonderbarer Art.

Des Tages vorher, als er Abschied nehmen sollte, ließ er den Fürsten wissen, daß er und das ganze Orchester Seiner Durchlaucht den letzten Beweis ihrer tiefen Hochachtung und Dankbarkeit geben wollten, und bath, daß der Fürst gewiß erscheinen möchte. Haydn führte selbst die Musik.

Das erste Stück war lebhaft und fröhlich in allen seinen Ausdrücken, und schien darzustellen, daß alle Instrumente froh und munter mit einander im vollen Eifer spielten. Dann folgte ein Violin-Solo. Haydn spielte

ihn selbst. Als er geendigt war, stand er auf, legte seine Geige ins Futteral, nahm es auf die Schultern, löschte sein Licht aus, und ging fort. Der Fürst war besorgt, und glaubte, daß ihm vielleicht übel geworden sey, und schickte nach, um sich zu erkundigen. Aber im Augenblicke war auch der, welcher die zweyte Violin führte, mit seinem Solo fertig, er machte es so wie Haydn, ging fort und die neben ihm saßen, folgten ihm.

Das Nähmliche that der erste und zweyte Oboen-Spieler; ihnen folgten nach ihrem Solo die Flöten-, Clarinett;, Horn-, und Fagott-Spieler bis auf den tauben Fagottisten und den einzigen Geiger, welche um ihre Entlassung nicht gebethen hatten, und die mit einander noch ein wehmüthiges Duett spielten.

Der Fürst verstand Haydns Absicht; er wurde gerührt, er eilte in den Saal, in welchem er die Tonkünstler, die nach und nach fortgegangen waren, zu treffen glaubte. Mit Thränen in den Augen rief er aus: „Meine Freunde, meine alten Freunde, so wollt ihr mich denn alle verlassen? Und warum? Ich weiß, ich habe einmahl die Achtung euch nicht erzeigt, die ihr als so große Künstler verdienet. Wollet ihr euch denn gar nicht mit mir versöhnen, wollet jhr denn nicht vergessen, was nur Ein Mahl geschehen ist?“ —

Statt der Antwort faßte Haydn seine Hand, um sie zu küßen, der Fürst aber umarmte ihn, küßte ihn herzlich, in den Augen aller standen Thränen der Rührung, alle wollten sich nicht von einem Fürsten trennen, dessen Hochherzigkeit und Seelengröße sich jetzt so deutlich wieder aussprach.

Seit dieser Zeit achtete der Fürst den Künstler immer höher; dieser suchte die Gnade des Fürsten durch neue und sehr vortreffliche Tonstücke mehr zu verdienen. Jedermann schätzte ihn als einen der größten Tonsetzer, und bis in das entfernteste Ausland drang sein Ruhm.

Sarti, ein berühmter italienischer Tonsetzer, reisete aus dem fernen Italien durch Österreich. So nahe bey Haydn, wünschte er persönlich den großen Künstler, den er schon lange bewunderte, kennen zu lernen. Er ging nach Eßterhaz in Ungarn, dem gewöhnlichen Wohnsitze des Fürsten und seines Gefolges in den Sommermonathen. Er kam Abends an, und begehrte zudringlich, zu Haydn geführt zu werden.

Man sagte, daß er eben im Theater sey, um seine Lieblings-Oper, Armida, zu führen. Sarti erbath sich einen Platz im Theater. Man gab ihm einen nahe am Orchester, wo er Haydn genau beobachten konnte.

Die Oper fing an; Sarti ließ keinen Ton seinem feinen musikalischen Gehöre entschlüpfen; er war ganz entzückt. Im Übermaße des Vergnügens sprang er nach dem ersten Aufzuge über den Schranken, welcher das Orchester von ihm trennte, stürzte auf Haydn zu, umarmte und küßte ihn, indem er laut aufschrie: „Sarti umarmt dich, Sarti, der aus fernem Italien hierher gereiset ist, um den großen Haydn zu sehen, und seine großen Meisterwerke zu bewundern."

Haydn wußte sich vor Freuden nicht zu fassen. „Sarti ist's," schrie er aus, „der große Sarti, den ich schon so lange schätzte und bewunderte!" —

So herrscht zwischen wahrhaft großen Männern kein Neid, jeder bewundert die Vorzüge des andern.

In den späteren Jahren, als Haydns Meisterschaft im Tonsatze in ganz Europa anerkannt worden war, wurden Medaillen ihm zu Ehren geprägt. Eine in Frankreich geprägte, von welcher ein goldenes Exemplar in der fürstlich Eßterhazyschen Schatzkammer zu Furchtenstein in Ungarn sich befindet, und ein zweytes die Gesellschaft der Musik-Freunde im österreichischen Kaiserstaate besitzt, zeigt auf der Vorderseite Haydns Brustbild mit der Umschrift: Joseph Haydn, auf der Rückseite eine mit einem Sternenkranze gezierte Lyra mit den Worten: Hommage a Haydn par les musiciens, qui ont éxécuté l'oratoir de la creation du monde au Théatre des arts l'an IX de la republique française ou MDCCC. (Die Tonkünstler, welche das Oratorium: die Schöpfung in dem Theater der Künste im IX. Jahre der französischen Republik oder im Jahre 1800 aufgeführt haben zu Haydns ehrenvollen Angedenken). Eine in Petersburg zu Ehren Haydns geprägte Schaumünze zeigt auf einer Seite die Lyra mit der Inschrift: Haydn 1802; auf der Rückseite die Worte: Societas Philarmonica Petropolitana Orpheo redivivo. (Die philarmonische Gesellschaft in Petersburg dem wiedererstandenen Orpheus).

Haydns Haus wird eine Brandstätte.

Solche Ehrenbezeugungen mußten die Achtung des Fürsten gegen Haydn nur noch vermehren. Er liebte ihn auch herzlich. Folgende Anekdote beweiset es.

Haydn war auf längere Zeit verreiset. Eine Feuersbrunst legte einen großen Theil von Eßterhaz in Asche. Haydns Wohnung war zu einem Schutthaufen zusammen gebrannt, und nichts konnte gerettet werden.

Kaum hatte der Fürst Haydns Unglück erfahren, als er sogleich Befehl gab, das Haus wieder aufzubauen, und alles Geräthe so herzurichten, daß es das Ansehen habe, als wenn alles noch in dem vorigen Zustande und nichts verbrannt wäre. Er gab Pleyel, Haydns vertrautestem Freunde, den Auftrag, alles beym Baue und bey der Einrichtung des Hauses zu leiten, und so herzustellen, das auch nicht das geringste Stückchen Leibeswäsche fehlen sollte: der Fürst hoffte dadurch Haydn recht angenehm zu überraschen.

Haydn hatte auf seiner Reise von der Feuersbrunst gehört; er eilte nach Hause, und wie groß war sein Erstaunen, als er mitten in den Brandstätten sein Haus unversehrt hervorragen sah. Er ging hinein, fand alles wie zuvor, nur daß manches den Anschein der Neuheit hatte; er erkannte die Güte des Fürsten, eilte zu ihm hin, und dankte ihm mit Thränen im Auge für einen so edelmüthigen Ersatz seines Schadens. Nie vergaß Haydn des Fürsten Großmuth.

Der Ochsen-Menuett.

Haydn war aber selbst beym gemeinsten Volke sehr beliebt. Seine Musik-Stücke gefielen allen, und sein leutseliges Betragen gewann ihm die Herzen aller.

Ein ungarischer Fleischer trat einst ohne alle Umstände zu ihm ins Zimmer, und sagte zu ihm:

„Herr, schon lange gefielen mir Ihre Musiken vor allen andern. Meine Tochter wird Hochzeit halten; alles ist herrlich dazu vorbereitet; nur ein schöner Menuett fehlt, und den müssen Sie mir componiren."

Haydn lächelte, versprach es, und hielt Wort.

Einige Zeit darauf hörte Haydn Lärm auf der Gasse, er öffnete das Fenster und sah — einen großen Ochsen, die Hörner mit Bändern geziert, von Musikanten umgeben, welche seinen zur Hochzeit componirten Menuett spielten. Der Zug blieb vor dem Hause stehen.

Der Fleischer eilte zu ihm ins Zimmer hinauf und sagte: „Herr! für einen so schönen Menuett kann ein Fleischer nichts anderes geben, als das schönste, was er bey seinem Gewerbe hat — den schönsten Ochsen; hier ist er!"

Haydn mußte ihn annehmen. Dieser Auftritt gab seinem Menuette den Nahmen Ochsen-Menuett, und unter diesem Nahmen war er lange Zeit ein Lieblingsstück der Wiener.

Haydns Aufenthalt in England.

Haydns Ruf gelangte bis nach England. Man wünschte in London, ihn zu sehen und seine Musik-Stücke zu hören. Er reisete dahin.

Einige erhoben ihn dort mit großen Lobeserhebungen, andere tadelten an ihm, daß seine Musik-Stücke zu empfindelnd und dadurch so langweilig wären, daß man dabey einschlafen müßte.

Haydn kränkte dieser Vorwurf, und um sich zu rechtfertigen, componirte er jene berühmte Symphonie,

wo nach einem raschen und volltönnenden Anfange alle Instrumente sehr leise in einem Andante fortschreiten, und auf eine schläfrige Musik hinzudeuten scheinen. Diese herrschende Stille wird durch einen unerwarteten Paukenschlag und durch einen schnell lärmenden Ton aller Instrumente unterbrochen, gleichsam als wenn dieser Schlag alle aus dem Schlafe wecken sollte.

Die Zuhörer wurden erschüttert, erkannten darin Haydns erfinderisches Talent; sein Ruhm war gegründet, und die Universität zu Oxford erwies ihm die Ehre, daß sie ihn zum Doctor der Musik erhob. Diese Ehre war seit dem Jahre 1400 nur vier fremden Tonsetzern, und nicht einmahl dem berühmten Händel erwiesen worden.

Zum Danke schickte Haydn dem Gebrauche zu Folge eine Probe seiner Composition. Es war ein Musik-Stück ganz eigen in seiner Art, und nur eine Seite lang. Man mochte es aber von der Linken zur Rechten, oder von der Rechten zur Linken, oder von oben oder unten, oder von der Mitte zu spielen anfangen, so war es immer eine gut ausgeführte, lieblich tönende Arie mit einer sehr schweren Begleitung. So etwas hatte man noch nie weder gesehen, noch gehört.

Von England verbreitete sich Haydns Ruhm in alle Welt, und selbst in seinem Vaterlande wurde er jetzt mehr geschätzt, obwohl man seine Verdienste nie verkannte. Auch Kaiser Joseph II. wußte die Talente dieses großen Künstlers zu schätzen, und schenkte ihm seine Huld.

Haydns Ruhesitz.

Bey seiner Rückkehr aus England kaufte Haydn ein kleines Haus mit einem Gärtchen in der Steingasse Nro. 282 in der Vorstadt Maria Hülf in Wien. Noch jetzt wallfahrten Musik-Freunde zu dieser heiligen Stätte, in welcher Haydn sein Alter verlebte. Hier im ersten Stockwerke, wo die Aussicht auf sein blumenreiches Gärtchen und weiterhin über die fruchtbaren Felder bis an die Gebirge seiner Phantasie liebliche Bilder vorführte, schrieb er in einem Alter von 65 Jahren das große Oratorium, die Schöpfung und die vier Jahrszeiten, welche Meisterwerke ihn auf den höchsten Gipfel des Ruhms erhoben, und die die spätesten Nachkommen bewundern werden. Er hat von aller Gattung Musiken geschrieben: die sieben Worte, ein Te Deum, 124 Symphonien, viele Opern, Concerte, Sonaten, Märsche, Messen, Quartetten, Terzetten, Tanzstücke und so viele, daß man sie nicht zählen, und nicht genug bewundern kann, wie reichhaltig sein großes Talent war. Eine seiner letzten Arbeiten war die Melodie des bekannten Volksliedes: Gott erhalte. Er war in allen diesen Ausarbeitungen gleich groß und unerreichbar. Reichthum an Gedanken, bewunderungswürdige Benützung derselben, Erhabenheit und Kraft, Gefühl und Wärme finden sich in allen. Nur die Stücke, welche er im höchsten Alter schrieb, haben nicht mehr jene männliche Kraft, welche alle seine Arbeiten auszeichnen. Haydn fühlte es selbst, und schrieb ein Quartett, in welchem er die Schwäche des Alters und die immer abnehmende Lebenskraft schil-

dert, und gleichsam von der musikalischen Welt Abschied nimmt. Dieses scheint seine letzte Arbeit gewesen zu seyn.

Im Winter des Jahres 1808 gab eine Gesellschaft Musik-Freunde Haydns Oratorium, die Schöpfung, hier im Universitäts-Saale mit vieler Pracht und Genauigkeit. Haydn wurde dazu eingeladen.

Lautes Vergnügen las man in seinen Augen, als er den ausgezeichneten Empfang sah, der ihm hier zu Theil ward. Tief gerührt war er durch die vortreffliche Ausführung seines Meisterwerkes, und bey der alles ergreifenden Stelle: „Es ward Licht" fühlte er sich dergestalt überwältigt von der Gewalt der Harmonie, die er selbst geschaffen, daß ihm die Thränen über die Wangen roliten, und er mit empor gehobenen Armen bethend ausrief: „Nicht von mir, von dem dort oben kommt alles!"

Zu Ende des Concerts umgaben ihn die angesehensten Damen der Hauptstadt, und bestreueten ihn mit Rosen. Eine solche Ehrenbezeugung erschütterte den Greis so sehr, daß er in Thränen zerfloß, und alle Kraft verlor. Er mußte fortgetragen werden. Die Damen bedeckten ihn mit ihren Shwal's, und begleiteten ihn zum Wagen. Diese rührende Scene hat unser vaterländischer Dichter Collin in einem schönen Gedichte besungen.

Haydns Tod.

Haydn pflegte täglich weitere Spaziergänge ins Freye zu machen, bey welchen ihm in der schönen Natur die Fülle der Gedanken und Innigkeit der Empfindung, welche aus allen seinen Werken hervor leuchten,

zugingen. Im hohen Greisenalter fühlte er eine solche Schwäche in den Füßen, daß er diese täglichen Wanderungen unterlassen mußte, und nur in seinen Zimmern sich Bewegung verschaffen konnte. Zuletzt fesselte ihn Altersschwäche ans Bett. Im May 1809, als das französische Heer gegen Wien im Anzuge war, verließ er dasselbe. Als die Franzosen durch die Vorstadt Maria Hülf vordrangen, mußte Haydn vom Fenster seines Hauses sehen, wie ein gewaltiger Kartätschenschuß einen jungen österreichischen Husaren-Officier niederstreckte. Der Greis wurde von diesem Anblicke so ergriffen, daß er sich nicht mehr auf den Füßen erhalten konnte, und zu Bette gebracht wurde, welches er nicht mehr verließ.

Dieser Mann, der so viele und ausgezeichnete Achtung sich durch sein Kunst-Genie in ganz Europa erworben hatte, starb am 31. May 1809, in dem unglücklichen Zeitpuncte, wo Wien von den Feinden noch immer besetzt war. Er wurde allgemein betrauert. Die ersten französischen Generäle und die angesehensten Einwohner Wiens wohnten seinem Leichenbegängnisse bey. Seine menschliche Hülle ruht in Eisenstadt, wohin der letzt verstorbene Fürst Nicolaus von Eßterhazy sie im Jahre 1820 hat übertragen, und mit großem Gepränge hat beysetzen lassen. Der Fürst ließ ihm auch ein Denkmahl errichten. Es stellt ein halb verschleyertes Saitenspiel mit Haydns Bildniß dar, unter welchen die Worte zu lesen sind: Josephus Haydn — Musicarum aevi sui Princeps — natus Roraviae ad Lytham — Pridie calendas Maji 1732 — celsissimi Principis Nicolai Eszterhazy de Galantha — Chori mu-

sici Praefectus celeberrimus — qui salvatoris nostri verba septem — Creationem mundi et quatuor anni tempora — snblimia modulatus mele — immortalem sibi gloriam comparavit — fugandi curas artifex et mulcendi pectora — Primus ab amplissima scientiarium Vniversitate Oxoniensi — Creatus artis musicae Doctor — Vir pius, probus, mansuetus, insigniter beneficus — mortuus Vindobonae — pridie Calendas Junii 1809 — annorum 77 — maecenatis sui studio — Anno 1820 solenni ritu huc translatus — hoc conditur tumulo. (Unter diesem Grabeshügel ruhet Joseph Haydn, der erste Tonsetzer seiner Zeit, geboren zu Rohrau an der Leytha am 30. April 1732, der berühmte Capellmeister in den Diensten Seiner Durchlaucht, des Fürsten Nikolaus Eßterhazy zu Galantha, der durch die sieben Worte unsers Erlösers, durch die Schöpfung und durch die vier Jahrszeiten, in welchen Oratorien er das Erhabene mit dem Angenehmen verband, einen unsterblichen Ruhm sich erworben; der die Kunst vollkommen verstand, das Gemüth zu erheitern, und das Herz zu rühren, der der Erste von der Universität zu Oxford zum Doctor der Musik erhoben worden ist; ein frommer, biederer, gutmüthiger und sehr wohlthätiger Mann, gestorben in Wien am 31. May 1809 in einem Alter von 77 Jahren. Auf Veranstaltung seines Gönners wurde im Jahre 1820 der Leichnam hierher übertragen, und feyerlich beygesetzt). Auch auf dem Kirchhofe seines Geburtsortes wurde ihm ein ehrwürdiges Denkmahl gesetzt.

Haydn war als Mensch eben so achtungswerth, als er als Tonsetzer unübertrefflich genannt werden

kann. Gottesfurcht und Wohlthätigkeit waren Hauptzüge seines Charakters. Er kannte weder Neid noch Mißgunst, und suchte jungen Talenten aufzuhelfen. Immer bewohnte ein armer Jüngling das Dachstübchen seines Hauses, dem er den Unterhalt und auch Unterricht gab. Seine zwey Brüder: Michael, Capellmeister in Salzburg, und Johann, Mitglied der fürstlichen Capelle, fanden immer freundliche Aufnahme in seinem Hause und reichliche Unterstützung. In seiner Lebensart war Haydn einfach und geregelt. Er pflegte in früheren Jahren um 5 Uhr, in vorrückendem Alter um 6 Uhr Morgens im Sommer, im Winter um eine Stunde später aufzustehen, und sich schnell anzukleiden. Wenn er nicht zu dem Fürsten gerufen wurde, so setzte er sich zum Notenpulte, und arbeitete an Entwürfen zu neuen Compositionen durch den ganzen Vormittag. Von 12 bis 2 Uhr ging er ins Freye, und schöpfte in der schönen Natur die Ideen zu seinen unübertrefflichen Tonwerken, die er sogleich in seine Schreibtafel aufzeichnete. Dann ging er zu Tische, und genoß ein mäßiges Mittagsmahl. Nach demselben beschäftigte er sich bis in den späten Abend, im vorgerückten Alter auch bis Mitternacht mit der Ausführung seiner auf dem Spaziergange gesammelten Ideen. Sein Abendmahl war sehr mäßig; in späteren Jahren bestand es nur aus einer Suppe, und einem Seidel Wein, den er mit Brot austunkte.

Religiöser Sinn eines tapfern Kriegers.

Wutginau, dieser berühmte kaiserliche und Reichs-General im siebzehnten Jahrhunderte war von Jugend auf in der Gottesfurcht erzogen worden, und begann alle seine Unternehmungen mit festem Vertrauem auf Gott, und eben dieser religiöse Sinn gab ihm einen unerschütterlichen Muth, der keine Gefahr scheuete; vielmehr behielt er mitten im Kugelregen eine Kaltblütigkeit und Standhaftigkeit, die jeden in Erstaunen setzte, und alle unerschrocken machte, die um seine Person waren.

Täglich bethete er anderthalb Stunden laut bey verschlossenen Thüren, auch im Lager, und setzte diese regelmäßige Andachtsübung selbst dann nicht aus, wenn er eine Festung belagerte, oder in derselben belagert wurde. Als Commandant in der belagerten Festung Philippsburg hielt er seine Bethstunde allemahl von eilf bis ein Uhr. Wenn auch die Belagerer ein noch so heftiges Feuer auf die Festung machten, so ließ er sich doch nicht abhalten. Bey öffentlichen Bethstunden, denen die Soldaten beywohnten, bethete der General laut vor; und oft, wenn der Pfarrer seine Predigt im Lager geendet hatte, nahm Wutginau

das Wort, und ermunterte die Soldaten in den rührendsten Ausdrücken zur Gottesfurcht und einem christlichen Lebenswandel.

Unter dem stärksten Bomben- und Kugelregen ging er, im Vertrauen auf Gott, mit dem Fernrohre ruhig auf den Wällen umher, und fielen auch Bomben oder Kugeln neben ihm nieder, so blickte er ruhig gen Himmel, indem er mit Inbrunst die Worte: „Gott sey Lob, Ehre, Preis und Dank!" aussprach.

Bey einem so eisenfesten Muthe konnte er es nicht ertragen, wenn andere beym Sausen der Kugeln sich bückten und Furcht verriethen. Ganz gelassen sagte er dann: „Bleib nur aufrecht stehen, mein Sohn, es thut nichts. Gott ist unser Beschützer; er findet uns überall, wenn uns der Tod bestimmt ist.

Dieses feste Vertrauen auf Gott und eine unbedingte Ergebung in den göttlichen Willen erhielten ihn auch bey allen Unfällen, die ihn oder die Seinigen betrafen, aufrecht, so daß er nie ganz niedergebeugt werden konnte. Als man ihm eines Tages meldete, daß der Oberst-Lieutenant von Wirsching, welcher in einem Gewölbe des bischöflichen Schlosses sich für ganz sicher gehalten hatte, von einer achtzehnpfündigen Kugel zerschmettert worden war, sagte er ganz gelassen: „Gott findet uns allenthalben!"

Dieser gottesfürchtige General war einfach und bescheiden, wie in seinem ganzen Betragen, so auch im Anzuge. Er war kein Freund von Ordensbändern, Kreuzen und Sternen. Gewöhnlich trug er einen aschfarbenen Rock mit dergleichen Weste, und sehr selten eine Uniform.

Inhalt.

	Seite
Kaiser Maximilian I.	1
Maria Theresia im Cadeten-Hause	35
Eine zahlreiche Familie	39
Das Dintenfaß statt der Streusandbüchse	41
Peter der Große und der Edelknabe	43
Teplitz	45
Unschuld kommt immer an den Tag	76
Das Salzkammergut im Lande ob der Enns	86
Einkünfte des Österreichischen Staates	121
Kindliche Liebe	122
Der Meineidige	125
Ausgezeichnete Talente	130
Das Schaf	147
Dem Vergehen folgt die Strafe auf dem Fuße nach	158
Patriotismus und Tapferkeit der Brünner Studenten in den vorigen Zeiten	160
Der Bauer auf dem Balle	168
Die pohlnischen Bauern in Galizien	170
Die neuen Helden bey Thermopylä	192
Leopold der Tugendhafte und Richard Löwenherz	195
Joseph Haydn	205
Religiöser Sinn eines tapfern Kriegers	225

Von demselben Herrn Verfasser sind

in A. Pichler's Verlage in Wien,

Stadt, Plankengasse № 1061,

erschienen, und auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ferien-Reise

von Wien

über Linz, nach Ischl und Hallstadt, nach Salzburg, Berchtesgaden und Gastein und von da zurück durch einen Theil der Steiermark.

In topographischer, geschichtlicher, naturhistorischer, technischer, biographischer und pittoresker Beziehung geschildert.

Zwey Bändchen.

12. Wien. 420 Seit. Brosch. 1 fl. 48 kr. C. M

Nachstehende bedeutendere Ortschaften und Merkwürdigkeiten werden nebst allen minder wichtigen, die ebenfalls genannt werden, ausführlicher geschildert, und folgen sich nach dem Reiseplane, wie sie der Herr Verfasser besuchte:

Penzing. — St. Veit. — Hütteldorf. — Albertinische Wasserleitung. — Maria Brunn. — Hadersdorf. — Weidlingau. — Burkersdorf. — Gablitz. — Perschling. — St. Pölten. — Melk. — Enns. — Ebersberg. — Linz. — St. Florian. — Tillysburg. — Steier. — Garsten. — Kremsmünster. — Lambach. — Traunfall. — Gmunden. — Traun- oder Gmundner-See. — Salzkammergut. — Orth. — Traunkirchen. — Ebensee. — Ischl. — Lauffen. — Goisern — Hallstädter-See. — Hallstadt. — Strubfall. — Aber- oder St. Wolfgangssee. — St. Gilgen. — Salzburger-Kreis. — Fuschler-See.

Salzburg. — Aigen. — Berchtesgaden. — Hellbrunn. — Kleßheim. — Murzing. — Anif. — Kaltenhausen. — Hallein. — Kuchel. — Golling. — Ofen. — Lueg. — Werfen. —

Bischofshofen. — St. Johann. — Salzach. — Lendt. — Klam. — Dorf-Gastein. — Hof-Gastein. — Wild- oder Bad-Gastein. — Böckstein. — Naßfeld. — Kötschach-Thal. — Anlauf-Thal. — Hoch- oder Korn-Taurn. — Gamskar-Kogel. — Graukogl. — Pockhart. — Hüttau. — Altenmarkt. — Radstadt. — Radstädter-Taurn. — Mandling. — Schladming. — Pruckern. — Ennsthal. — Gröbming. — Steinach. — Litzen. — Maria Kulm. — Admont. — Kaiser-Au. — Brucker-Kreis. — Untere Buchau. — St. Gallen. — Altenmarkt. — Frenz. — Moos. — Losenstein. — Ternberg. — Steier. — Seitenstetten. — Amstetten. — Melk.

Der beygefügte Reiseplan und ein alphabetisches Nahmen-Register erleichtern die Übersicht.

Geschichte der Kreuzzüge

und des

Königreiches Jerusalem

von dessen Entstehung bis zum Untergange. Für die Jugend und ihre Freunde lehrreich erzählt.

Zwey Theile.

Mit einer Karte des Königreiches Jerusalem. gr. 12. 692 Seiten. In Umschlag brosch. 3 fl. C. M.

Der Herr Verfasser sagt in der Vorrede: „Die Kreuzzüge nach Palästina zur Eroberung der durch den Wandel und den Tod Jesu geheiligten Orte gehören zu den merkwürdigsten und folgenreichsten Begebenheiten des Mittelalters, und können als der Ausfluß der hohen Achtung für alles Heilige, des regen Eifers für Religion und für die Verbreitung derselben, welcher Hohe und Niedrige beseelte, des Ritterthums in seiner schönsten Blüthe, und der männlichen Kraft und Würde, welche sich besonders in unermüdlicher Ausdauer bey den beschwerlichsten Unternehmungen und in Besiegung der unübersteiglich scheinenden Hindernisse bewährte, angesehen werden."

„Diese schöne und in ihren Folgen ungemein wichtige Zeitperiode, war für die Jugend mehrentheils verschlossen, weil die Werke, welche von derselben handeln, so fleißig,

gründlich und umfassend sie auch bearbeitet sind, aus denen ich auch reichlich geschöpft habe, nur den historischen Zweck verfolgen, die Thatsachen unumwunden nach der historischen Wahrheit darstellen, mit dem geübten Auge des Geschichtforschers im Urtheile freymüthig, oft nicht ohne Bitterkeit, über die handelnden Personen geistlichen und weltlichen Standes, besonders über die Kirchenfürsten sich aussprechen, und daher der im Urtheilen und Schließen ungeübten Jugend, welche sich gern vorlaut ein Urtheil über höher stehende Personen und über Begebenheiten, welche weit über ihren Bereich stehen, anmaßt, und hierin leicht Veranlassung zur Tadelsucht finden konnte, nicht unbedingt in die Hände gegeben werden können.«

»In der Überzeugung, daß es schon lange an der Zeit sey, von der philantropischen Methode der vorigen Jahrzehente, welche aus Mißverstand so viele faselnde, die Phantasie und das Gefühl irre leitende Jugendschriften erzeugt hat, abzulenken, und der Jugend auch in ihren Erholungsstunden kräftigere, auf den festen Zweck der Moralität und des Gründlichwissens hinzielende Geistesnahrung zu geben, habe ich schon längst den Plan entworfen, die Geschichte der Kreuzzüge für die Jugend so zu bearbeiten, daß derselben die Begebenheiten aus dieser merkwürdigen Periode nicht nur klar und deutlich werden, und ihr Herz für das Heilige, Große und Schöne erwärmt werde, sondern daß sie auch in dem Werke Unterhaltung und Erheiterung fände.«

»Ich hatte neben der historischen Belehrung insbesondere den moralischen Zweck im Auge. Um denselben auf kürzerem Wege zu erreichen, suchte ich die Handlungen und Begebenheiten so darzustellen, daß der moralische Gehalt derselben von selbst einleuchtet, wodurch das weitläufige Moralisiren, welches die Kinder im Buche gewöhnlich überschlagen, erspart wurde.«

»Ich hatte bey der ganzen Bearbeitung dieses Werkes die reifere Jugend, und insbesondere die katholische im Auge, und setzte bey derselben die gewöhnlichen geographischen, historischen und naturhistorischen Kenntnisse voraus, die man bey der reiferen Jugend aus den gebildeten Ständen selten vermißt. Ich wollte die Erzählung durch weitläufige Erklärungen und Anmerkungen nicht zerstückeln, und suchte, was hier und da mangeln konnte, durch das geographische Register zu Ende des Werkes zu ersetzen.«